

Gödels ontologischer Gottesbeweis II

Möglichkeit und Wirklichkeit

Version 0.16
11.07.2010

Andreas Kirchner <a0600112 at unet.univie.ac.at>



<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/at/>

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	3
1.1. Durchgeführte Änderungen an diesem Dokument	3
1.2. Motivation	4
1.3. Die Rolle des ontologischen Arguments	5
2. Absicherung des Rationalismus	7
2.1. Kant	7
2.1.1. Kausalität	8
2.1.2. Der Gottesbeweis von 1755	9
2.1.3. Der Gottesbeweis von 1763	17
2.2. Existenz	22
2.2.1. Existenzvoraussetzungen in der Logik	22
2.2.2. Existenz ist kein logisches Prädikat	25
2.2.3. Existenz ist ein Prädikat zweiter Stufe	26
2.2.4. Alles existiert	27
2.2.5. Existenz ist stufenförmig	28
3. Beweissysteme	30
3.1. Einleitung	30
3.1.1. Klassifikation von Logiken	31
3.2. Symboltabelle	31
3.3. Liteaturanalyse	32
3.4. System G bei Gödel 1970	34
3.5. System D bei Dana Scott 1970	35
3.6. System S bei Sobel	36
3.6.1. Annäherung zum Basisbegriff der positiven Eigenschaft	36
3.6.2. Axiom 1: Entweder ist eine Eigenschaft positiv, oder ihr Gegenteil	38
3.6.3. Axiom 2: Hierarchie positiver Eigenschaften	39
3.6.4. Definition 1: Göttlich-sein	40
3.6.5. Axiom 3: Göttlich-Sein ist eine positive Eigenschaft	40
4. Wofür Gottesbeweise?	42
A. Literaturverzeichnis	46

1. Einleitung

1.1. Durchgeführte Änderungen an diesem Dokument

Datum	Version	Bemerkungen zu den Änderungen
14.03.2010	0.01	Dokumentstruktur erstellt, Einleitung verfasst
06.04.2010	0.02	neue Sektion 1.3: „Die Rolle des ontologischen Arguments“ neues Kapitel 3.1 Beginn, M.Fittings Buch zu verstehen
11.04.2010	0.03	neue Sektion 2.1: „Kant“
17.04.2010	0.04	neue Sub-Sektion 2.1.1: „Kausalität“
25.04.2010	0.05	Re-Integration der Axiome in Kapitel 3 Mit Sobel begonnen bei Axiom 1 Literatur-Überblick zu Gödels Beweis in Sub-Sektion 3.3.
02.05.2010	0.06	Beginn (2.1.2,2.1.3) über Kants Ontotheologie
16.05.2010	0.07	(2.1.2) Beweis von 1755 durchgearbeitet, Grundlage formalisiert.
30.05.2010	0.08	Durchsicht des gesamten Dokuments . Axiom1-3 näher erläutert, Kommentare der Sekundärliteratur abgewogen. Kant-Satz-vom-Grund-Formalisierung minimal verändert.
05.06.2010	0.09	Zuerst Formeln, dann Erläuterungen. Verschiedene Versionen (Systeme) getrennt voneinander behandeln. System G (Original von Gödel) in modernerer Terminologie geschrieben.
13.06.2010	0.10	System D (Dana Scott). Ein paar Gombocz-Stellen zum Thema „Existenz“.
20.06.2010	0.11	Free Logic-Erläuterungen erweitert. Kopie von Sobel eingefügt.
07.07.2010	0.12	Erweiterung von Kants vorkritischem Gottesbeweis 1755 Vergleich mit Leibniz und Anselm, Verbindung mit Kausalitätskapitel
08.07.2010	0.13	Die ersten zwei Betrachtungen von Kant 1763
09.07.2010	0.14	Vorkritischer Kant fertiggestellt
10.07.2010	0.15	Analyse des Existenzprädikats mit Gombocz abgeschlossen
11.07.2010	0.16	Finalisierung. Vorwort und Schlusskapitel

1.2. Motivation

Als ich begann, mich dem Themengebiet der Gottesbeweise in meiner ersten Bachelorarbeit¹ zu nähern, stellten sich mir einige allgemeine und in Bezug auf Kurt Gödels Beweis auch spezielle Fragen (die Reihenfolge der Fragen intendiert keine Priorität):

1. Was versteht man unter einem ontologischen Gottesbeweis? Gibt es noch andere außer den ontologischen Gottesbeweisen? Wie kann man sie abgrenzen?
2. Welche Gottesbeweise gab es bislang in der Geschichte der Philosophie und Religion? Wie hängen sie zusammen?
3. Wie sieht der Gödel'sche Gottesbeweis informell/inhaltlich aus?
4. Welche Motivationsgründe standen hinter Gödels Bemühungen, sich viele Jahrzehnte lang der Formulierung eines ontologischen Gottesbeweises zu widmen?
5. Wie hängt der Gödel'sche Gottesbeweis inhaltlich mit anderen Gottesbeweisen zusammen?
6. Wie sieht der Gödel'sche Gottesbeweis formal aus? Was sind die Grundlagen, um den formalen Gottesbeweis zu verstehen?
7. Ist der Gödel'sche Gottesbeweis formal korrekt? Unter welchen Voraussetzungen?
8. Ist der Gödel'sche Gottesbeweis plausibel? Welche Einwände gab es bislang auf diesen Beweis?
9. Welchen Wert hat ein Gottesbeweis für Theologie, Philosophie, Logik und Religion?

In der angesprochenen Bachelorarbeit wurden vornehmlich die Fragen 3-6 behandelt. In dieser Arbeit möchte ich einige der verbleibenden Fragen und Hintergründe nachliefern, wobei die Gödelspezifischen Fragestellungen weniger in den Vordergrund treten. Den Schwerpunkt soll die Behandlung der Frage 8 bilden, die jedoch nicht speziell auf den Gödelschen Beweis Bezug nimmt, sondern allgemeine Betrachtungen über Plausibilität, Bedeutung und Funktion ontologischer Beweise in der Philosophie anstellt. Dabei wird vor allem auf zwei Werke beim vorkritischen Kant eingegangen, in der ein Umschwung zwischen reiner Begriffslogik und einer Gegenstände bezeichnenden Logik sichtbar wird. Dabei werden vor allem zwei Fragen behandelt:

- Was ist der ontologische Status von Möglichkeiten (Begriffen)?
- Ist Existenz ein Prädikat und wenn ja wie?

¹Kirchner (2009)

Auf diesem Wege kamen auch Aspekte der Frage 2, also dem Zusammenhang verschiedener ontologischer Beweise, zum Vorschein. Für den spezifisch Gödelschen Teil beschränke ich mich darauf, vorhandene Sekundärliteratur zu sichten und drei axiomatische Systeme gegenüberzustellen, innerhalb denen ontologische Beweise geführt wurden, die in Zusammenhang mit Gödels originalen Notizen stehen. Dabei wird, wenn auch unvollständig, auf die Plausibilität der Axiome und Definitionen eingegangen. Eine abschließende Beurteilung und Vertiefung der Argumente wird erst in der Masterarbeit erfolgen können. Ebenso offen bleibt die Anwendung der durch Frage 8 und 2 erzielten Resultate auf die Gödelschen Gottesbeweise, vor allem hinsichtlich des Existenzprädikats und der Frage, welche Axiome intensional und welche extensional zu verstehen sind. Am Ende wird kurz auf die Frage 9, also den Wert von Gottesbeweisen oder genauer: Den Wert einer heutigen Beschäftigung mit Gottesbeweisen, eingegangen.

1.3. Die Rolle des ontologischen Arguments

Jene Gottesbeweise, die als erster Kant als ontologisch bezeichnet², haben bisher mindestens drei Rollen in der Philosophie gespielt:

- *Als Forschungsgebiet der analytischen Philosophie.* Man interessiert sich dafür, ob das Argument folgerichtig im Rahmen einer bestimmten Logik ist. Welche Prämissen und Schlussregeln sind nötig, damit das Argument gültig ist? Sind diese Modellierungen plausibel? Welche Semantik liegt den verwendeten Symbolen zugrunde? Die Arbeit von Wolfgang L. Gombocz³ kann als ein Beispiel dieser Art zählen. Er untersucht darin wie die Semantik des Existenzprädikats im ontologischen Argument modelliert wurde bzw. wie eine Logik beschaffen sein muss, um sie plausibel zu modellieren.
- *Als zentrales Argument für eine „rationalistische Metaphysik“*, ohne dem kein a priori-Bezug zwischen Denken und Wirklichkeit hergestellt werden kann. Diese Rolle findet sich bei Descartes, Leibniz, Wolff aber auch noch dem vorkritischen Kant: Das Argument wird als hoch relevant für die Philosophie eingestuft. Wolfgang Röd führt eine systematische und historische Analyse dieser Metaphysik durch und expliziert die Bedingungen, unter denen die Plausibilität des ontologischen Arguments nicht nur relevant, sondern zur Erhaltung einer bestimmten Vorstellung von Metaphysik vor allem des 17. und 18. Jahrhunderts konstitutiv ist.
- Im Mittelalter tauchte die Frage der Gottesbeweise als *heikler Spezialfall der Universalienfrage* auf. Ein Spezialfall, weil es nicht um Allgemeinbegriffe überhaupt, sondern um den Begriff Gottes geht und man sich daran anschließend zwei Unterfragen

²Die ontologischen Gottesbeweise „abstrahieren [...] von aller Erfahrung und schließen gänzlich a priori aus bloßen Begriffen auf das Dasein einer höchsten Ursache“ (Kant 1974, A 591, B 619). Noch früher findet sich die Bezeichnung 1762: „[...] Man erlaube mir, daß ich den ersten Beweis den ontologischen den zweiten aber den kosmologischen nenne. (Kant 1968a, A 199)

³Gombocz (1974)

stellen kann: Gibt es den Begriff (in welchem Sinne und braucht man dazu Erfahrung über die Welt?) und zweitens: Wenn es diesen Begriff gibt, hat man dadurch schon die Existenz Gottes? Heikel ist dieser Spezialfall, weil einem eine Position dazu, die Konzilbeschlüssen oder der Heiligen Schrift widersprach, leicht das Leben kosten konnte.⁴ Argumentationen dienten zur Verteidigung religiöser Inhalte und waren von den offenbarten Inhalten gewissermaßen abhängig. Gewissermaßen, weil es durchaus mittelalterliche Strömungen gab, in der rationalen Argumentationen Eigenständigkeit zugesprochen wurde. Die Gottesbeweise aus dieser Zeit (Anselm, Thomas von Aquin) sind ein zentrales Beispiel für den Versuch, Inhalte aus der Offenbarung durch Argumente einsichtig zu machen.

Vor dem Hintergrund dieser Rollen begegnet man Gödels jahrzehntelanger Beschäftigung mit dem Beweis und findet Charakteristika beider Rollen in seinen Notizen und den Biographien. Man findet bei ihm eine Mischform, in der die äußere Erscheinung seines Beweises ausschließlich durch die Konstruktion eines axiomatischen Systems gegeben ist. Diese äußere Form ist aber, und das fehlt üblicherweise, wenn sich Philosophen ab dem 20. Jahrhundert mit diesem Argument beschäftigen, getragen von Grundprämissen des Rationalismus. Es ist zum Beispiel bekannt, dass Gödel an die Realität von idealen Wesenheiten glaubte, die nur durch den Verstand und dessen Intuitionen fassbar sind.

Diesen Rollen wird im Rahmen dieser Arbeit näher nachgegangen.

⁴Roscelin, dessen nominalistische Position beinhaltete, dass die Dreieinigkeit Gottes nur ein Name und in Wirklichkeit die Vereinigung dreier Substanzen sei, ist ein berühmtes Beispiel dafür.

2. Absicherung des Rationalismus

Der ontologische Gottesbeweis "gehört zu einer bestimmten Art von Metaphysik, mit der er steht und fällt"¹.

Wenn man annimmt, dass man a priori, d.h. unabhängig von der Erfahrung Erkenntnisse haben kann, die sich auf die Wirklichkeit beziehen, muss man zumindest bis zu Kants Transzendentalphilosophie zeigen oder voraussetzen, dass die Struktur des Denkens mit der Struktur der Wirklichkeit übereinstimmt.² Parmenides "Denken und Sein sind ein und dasselbe" deuten in einer bestimmten Interpretation genau das an. Um diese Übereinstimmung von Denken und Wirklichkeit zeigen zu können, braucht man bis zum frühen Kant das ontologische Argument, in der die Realität eines Prinzips (Gott, oder das Absolute) bewiesen wird, das sowohl dem Denken als auch der Wirklichkeit zu Grunde liegt.³

Röd argumentiert, dass beim ontologischen Gottesbeweis nicht ein Gott der Religionen hergeleitet wird, sondern ein Prinzip der Philosophie, das als Mittel verwendet wird.⁴ Diese allgemeine Aussage blendet jedoch die Denktradition der Scholastik im Mittelalter aus, in der die Demonstration Gottes als Teil einer Lebensweise verständlich ist, die sich mit den Inhalten des Glaubens verstehend und argumentativ auseinandersetzen möchte. Anselms Wahlspruch „credo ut intelligam“ (Ich glaube, damit ich erkennen kann) oder noch radikaler Abaelards Umkehrung „nihil credendum, nisi prius intellectum“ (Nichts ist zu glauben, wenn es nicht verstanden ist) können als Ausdruck dieser Lebensweise verstanden werden.

2.1. Kant

Die Methodensucht, die Nachahmung des Mathematikers, der auf einer wohlgebähten Straße sicher fortschreitet, auf dem schlüpfrigen Boden der Metaphysik hat eine Menge [...] Fehlritte veranlaßt, die man beständig vor Augen

¹(Röd 1992, S.15)

²(Röd 1992, S.16)

³Der späte Kant stellt diese Ordnung ohne einem solchen Argument her, nämlich durch Analyse der Bedingungen der Möglichkeit von Erfahrung, durch die ein *mundus intelligibilis* notwendig wird, wo Ding-an-sich und Ich-an-sich auf uns unbekannt Weise miteinander verbunden sind und von dort aus die Verbindung vom Denken zum Sein hergestellt wird.

⁴(Röd 1992, Vgl. S.20f)

sieht, und doch ist wenig Hoffnung, daß man dadurch gewarnt, und behutsamer zu sein lernen werde. Diese Methode ist es allein, kraft welcher ich einige Aufklärungen hoffe, die ich vergeblich bei andern gesucht habe; denn was die schmeichelhafte Vorstellung anlangt, die man sich macht, daß man durch größere Scharfsinnigkeit es besser als andre treffen werde, so versteht man wohl, daß jederzeit alle so geredet haben, die uns aus einem fremden Irrtum in den ihrigen haben ziehen wollen.⁵

Bei Kant scheint sich der Umschwung von einer rein am Verstande und axiomatisch fundierten Metaphysik (Wolff) zu einer über die Bedingungen der Möglichkeit nachdenkenden Metaphysik umzustellen. In Kants sogenannter vorkritischer Phase hielt Kant noch an der Möglichkeit von Gottesbeweisen fest und schrieb 1755 und 1763 darüber, wobei seine Analyse der Begriffe, Dasein, Möglichkeit und Notwendigkeit sich bereits von der Wolff'schen Metaphysik entfernte.

Zunächst wird untersucht, welche Auswirkungen die Hume'sche Analyse des Begriffs der Kausalität auf Kant hatte, indem die Annahme von der strukturellen Gleichheit von Denken und Realität erschüttert wurde, was Auswirkungen auf sein Verständnis von Logik hatte, das sich bis in seine kritischen Hauptwerke erstreckte. Danach wird herauszustellen sein, welche Konsequenzen sich daraus für die Möglichkeit eines ontologischen Gottesbeweises ergaben.

2.1.1. Kausalität

Der Hintergrund von Kants Verständnis von Logik und Begriffen war zunächst der von Christian Wolff, der eine - mit heutigen Worten ausgedrückt - intensionale Logik verwendete.⁶ Damit ist gemeint, dass ein Begriff nicht durch konkrete Merkmale (Extensionen) charakterisiert wird, sondern durch weitere Begriffe. Die Inhalte von Begriffen sind wieder Begriffe.⁷ Indem Kant mit Hume für plausibel hält, dass man das Verhältnis zwischen Ursache und Wirkung nicht durch begriffliche Analyse bestimmen kann, sondern dass dafür Erfahrung notwendig ist, muss Kant allmählich zugestehen, dass der Wolff'sche Rationalismus an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit gekommen ist. Es gibt offenbar Begriffe, dessen Struktur nicht wieder durch Begriffe erläutert werden können; eben der Begriff der Kausalität, dessen Inhalt nicht wieder eine Subjekt-Prädikat-Struktur in sich hat sondern eine Beziehung ist, die Erfahrung erfordert. Die Frage für Kant war, wie man damit umgeht, um einerseits wichtige Ergebnisse aus der Tradition des Rationalismus zu retten und andererseits den Angriffen von Hume auf diese Tradition gerecht zu werden. Die Behandlung dieser Frage brachte die Logik ein Stück weit in Richtung extensionaler Logik.

⁵(Kant 1968a, A4f)

⁶Für eine zeitgemäßere Unterscheidung von intensionaler und extensionaler Logik siehe Kapitel 3.1.

⁷Ich beziehe mich dabei auf eine Vorlesung von Richard Heinrich: [Heinrich \(1998\)](#).

Kants Lösung war bis zu seinen kritischen Werken einem steten Wandel unterworfen und soll hier nur ein Stück weit skizziert werden:

1. Ein erster Schritt war, neben den rationalen Urteilen eine Klasse von empirischen Urteilen einzuführen, dessen Wahrheit nicht dadurch begründet ist, dass das Subjekt im Sachverhalt partiell mit dem Prädikat identisch ist⁸ oder anders gesprochen: anders gesprochen analytisch folgt, sondern durch Erfahrung. Die Struktur des Urteils blieb auf einer high level-Ebene die selbe Subjekt-Prädikat-Struktur, doch wenn es um die Beurteilung der Wahrheit dieser Struktur ging, kam eine andere Struktur zum Vorschein, wo Beziehungen konkreter Daten (Mannigfaltigkeiten) hergestellt und auf eine allgemeine Einheit bezogen wurden.
2. Als nächster Schritt wurde das Wort Urteil auf neue Weise gebraucht, nämlich gemäß der neuen Struktur. Urteilen meint jetzt nicht mehr (nur) das Herausziehen von Begriffen aus Begriffen, sondern die Verknüpfung von konkreten Daten (Merkmalen). Durch die Verknüpfung kommt es zu einer allgemeinen Einheit, die Begriff genannt wird. Es ändert sich damit also das Verständnis von Begriff.
3. Als letzter Schritt kommt es zu einer prinzipiellen Veränderung von Urteil, indem die spezielle Klasse der empirischen Urteile auf alle Urteile verallgemeinert wird. Demnach sind alle Urteile Synthesen, das heißt Verknüpfungen von Mannigfaltigkeiten. Gegeben ein Merkmal (Prädikat) und ein Subjekt: Wie ist das konkrete Merkmal mit den anderen Merkmalen verknüpft, sodass wir uns mit dem Subjekt auf den Gegenstand beziehen können? Es spielen also nicht mehr nur Subjekt und Prädikat eine Rolle, sondern im Urteilen beziehen wir uns auf konkrete Gegenstände. Ein Begriff hat als Inhalt eine Menge von Merkmalen, die man durch Erfahrung (etwa bei der Betrachtung eines Gegenstandes) in ihn hineingelegt hat.

Dadurch kommt man einer extensionalen Logik schon sehr nahe. Das Urteil 'Ein Vulkan ist Lava-speiend' hat ein Subjekt, das ein empirischer Begriff ist. Wir bilden uns einen Begriff von 'Vulkan' durch eine Synthese von empirischen Merkmalen, die von einem wirklichen Gegenstand kommen. Das Urteil hebt ein Merkmal (Lava-speiend) besonders heraus.

2.1.2. Der Gottesbeweis von 1755

Kant hat zunächst an der Durchführbarkeit eines erfahrungsunabhängigen Gottesbeweises festgehalten. Er selbst stellt zwei Fassungen solcher Beweise vor. Die erste findet sich

⁸Oder wie Kant sich bzgl. der partiellen Identität ausdrückt: „Ich verstehe sehr wohl, wie eine Folge durch einen Grund nach der Regel der Identität gesetzt werde, darum weil sie durch die Zergliederung der Begriffe in ihm enthalten befunden wird. So ist die Notwendigkeit ein Grund der Unveränderlichkeit [...] etc. und diese Verknüpfung des Grundes mit der Folge kann ich deutlich einsehen, weil die Folge wirklich einerlei ist mit einem Teilbegriffe des Grundes[...]. Wie aber etwas aus etwas andern, aber nicht nach der Regel der Identität, fließe, das ist etwas, welches ich mir gerne möchte deutlich machen lassen.“ (Kant 1968b, S.817)

in „Neue Erhellung der ersten Grundsätze metaphysischer Erkenntnisse“⁹, aus dem Jahr 1755. Es war die Habilitationsschrift des 31-jährigen Kants, die eine seiner ersten rein philosophischen Schriften war. Die zweite Fassung eines apriorischen Gottesbeweises findet sich in „Der einzige mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes“ vom Jahr 1763. Bei beiden Fassungen ist der Begriff der Möglichkeit ausschlaggebend, wie wir sehen werden.

Schon wenige Jahre nach der Veröffentlichung des letztgenannten Werks vollzieht sich eine Wende in Kants Denken. Er spricht von einer „Krise der Gelehrsamkeit“ und dass der Philosophie das „dogmatische Kleid“ ausgezogen werden soll. Aussprüche die durch die Konfrontation mit empiristischen Ansätzen entstanden und Kant dazu brachten, einige seiner Argumentationen zu verändern und manche sogar umzuwerfen.¹⁰

Kant schrieb dieses Werk zu einer Zeit, wo im Kontext der Überlegungen von Leibniz und Wolff die Frage nach dem ersten Prinzip oder den ersten Prinzipien zur Debatte stand. Für Leibniz war das erste Prinzip das des zureichenden Grundes (*principium rationis sufficientis*). Verkürzt gesagt: Etwas kann nur dann wahr/erkannt sein, wenn es einen zureichenden Grund gibt, auch wenn wir ihn nicht kennen. Kant verwendet den Term *principium rationis determinantis* um zu markieren, dass es nicht bloß um einen unverbindlichen Grund geht, sondern um einen, Kraft dessen ein andere Bestimmung des Dings ausgeschlossen ist. Formaler: Für jedes x, das unter dieses Prinzip fällt, gilt: x existiert nur als Folge von etwas Anderem. Für Leibniz galt dieses Prinzip auch für das notwendige Wesen (Gott). Bei Crusius, ein Philosoph und Zeitgenosse Kants, wurden die freien Willensentscheidungen von diesem Prinzip ausgenommen. Kants Position steht dazwischen: Mit Leibniz und gegen Crusius gilt es für alle kontingenten Dinge (also auch den frei handelnden Menschen), jedoch nicht für das notwendige Ding (Gott).¹¹

Es folgt nun ein Formalisierungsversuch des Arguments, warum der Satz vom Grund nicht für Gott gelten kann und anschließend eine textuelle Erläuterung:

⁹lat. *Principiorum primorum cognitionis metaphysicae nova dilucidatio*

¹⁰G.B. Sala hat in (Sala 1990, Vgl. 202f) diese Veränderungen vom vorkritischen zum kritischen Kant im Bezug auf Gottesbeweise und ihre Grundlagen anhand der Texte analysiert. Auf einige Ergebnisse wird im Laufe der folgenden Untersuchungen eingegangen.

¹¹[Vgl. S.39-43]Sala (1990)

1	$R(x) \leftrightarrow EG(y, x)$	Def. 1
2	$EG(y, x) \leftrightarrow U(y, x)$	Def. 2
3	$U(y, x) \rightarrow V(y, x)$	Axiom 1
4	$(\exists xG(x) \rightarrow (\exists yEG(y, x) \rightarrow y = x))$	Axiom 2
5	$\forall x(\neg V(x, x))$	Axiom 3
6	$\exists g(R(g) \wedge G(g))$	Annahme
7	$\exists y(EG(y, g) \rightarrow y = g)$	\exists elim 4, \rightarrow elim 4,6
8	$\exists y(EG(y, g))$	Annahme
9	$\exists y(y = g)$	\rightarrow elim 7,8
10	$EG(g, g)$	
11	$U(g, g)$	2, subst $y \leftrightarrow g$, subst $x \leftrightarrow g$, \leftrightarrow elim 10
12	$V(g, g)$	3, subst $y \leftrightarrow g$, subst $x \leftrightarrow g$, \rightarrow elim 11
13	$\neg V(g, g)$	\forall elim 5,g
14	\perp	\neg elim 12,13
15	$\neg \exists y(EG(y, g))$	\neg intro 8,14

Folgende Prädikate kommen im Beweis vor:

Prädikat	Erläuterung
R	Real existieren
$EG(y,x)$	y ist Existenzgrund von x
$U(y,x)$	y ist Ursache von x
$V(y,x)$	y ist (sachlich, nicht notwendigerweise zeitlich) <i>vor</i> x
G	Notwendiges Wesen (ens necessarium). In Zeile 4 erfolgt keine Definition, sondern nur eine partielle Explikation des Begriffs. Nämlich: Gott kann seinen Existenzgrund nicht von einem anderen Wesen haben.

Nichts kann den Grund seiner eigenen Existenz in sich selbst haben, auch nicht Gott (Proposition VI).¹² Darum folgt aus einem gedachten Ding, bloß weil es als notwendiges

¹²Bei dieser Proposition ist die Schlusslehre von Aristoteles zu erwähnen, auf die bereits Thomas von Aquin in seiner Kritik an Anselms Beweis hingewiesen hat: Die Prämissen/Gründe, von denen ausgehend wir einen Beweis starten, müssen früher und bekannter sein als das, was wir beweisen wollen. (Aristoteles, Zweite Analytiken, 1. Buch, 2. Kapitel) Kant dürfte der Kritik entgehen, indem er argumentiert, dass wir nichts haben, was früher und bekannter ist. Es ist aber kein Beweis, wenn wir das, was wir beweisen wollen, als Prämisse verwenden, da das zu beweisende nicht früher und bekannter als es selbst ist.

Wesen charakterisiert ist, nicht - zumindest nicht vermittelt des Prinzips vom Grund - seine eigene Existenz. Da aber so ein Ding seinen Grund auch nicht von einem anderen Ding haben kann, muss das Prinzip des Grundes bei diesem Wesen außer Kraft sein.¹³ Das hat mindestens zwei Konsequenzen:

- Kant lehnt hier ab, dass das Wesen (die innere Möglichkeit) des *ens necessarium* (so wie wir es erkennen) der Existenzgrund desselben sein kann. Anders gesagt: Er lehnt es ab so zu tun, als ob wir die Essenz dieses Wesens definieren und daraus schon a priori schließen könnten, dass diese Essenz die Existenz begründet, was sich gegen Leibniz, Descartes und den Begriff der „*causa sui*“ richtet.
- Wenn man an der realen Existenz des notwendigen Wesens festhalten will, muss es als ein *grundlos Existierendes* gedacht werden, also etwas, wo wir nicht noch einmal die Frage „Was ist der Grund dieses Wesens?“ anhängen können.¹⁴

Es handelt sich hier um eine Einschränkung unseres Verstandesvermögens indem wir das Prinzip des Grundes, das wir sonst immer anwenden, bei Gott plötzlich nicht mehr anwenden können; ein vager Vorgriff auf die drei Kritiken. Bisher wurde das Prinzip des Grundes auf Gott angewandt und behauptet: Gott hat den Grund in sich selbst. Das lehnt Kant als unverständlich ab, denn das müsste bedeuten, dass Gott vor Gott war, dass Gott-als-Folge von Gott-als-Grund abhängt. Wenn wir also die Frage hinter Gott vermeiden wollen, müssen wir das erste Prinzip, nach dem etwas nur dann wahr und erkannt ist, wenn es einen bestimmenden Grund dafür gibt, einschränken. Eine Einschränkung zu einem ähnlichen Zweck nimmt Kant später vor, wenn er die theoretische Erkenntnis zugunsten der praktischen Vernunft einschränkt, um die Fundierung des Kategorischen Imperativs durch das Postulat der Freiheit zu zeigen; jene Freiheit, die aus der An-sich-Sphäre auf unsere Vernunft wirkt. Jedoch ist Freiheit - wie Kant in der Schlussanmerkung der Grundlegung zur Metaphysik der Sitten deutlich macht - nicht erkennbar; wir können höchstens auf ihr Vorhandensein schließen, wenn der Kategorische Imperativ in uns vorhanden ist.¹⁵ Damit

¹³(Sala 1990, Vgl. S.46).

¹⁴Was passiert, wenn man den Satz vom Grund auch für Gott gelten lässt, erläutert Bertrand Russel, der in diesem Zusammenhang eine Stelle der Autobiographie von John Stuart Mill zitiert: „My father taught me that the question, Who made me? cannot be answered, since it immediately suggests the further question, who made God?“. Russel schließt an mit den Worten: „If everything must have a cause, then god must have a cause. If there can be anything without a cause, it may just as well be the world as God, so that there cannot be any validity in th[e] argument [of the First Cause]“. Russel (1927).

¹⁵„Freiheit aber ist eine bloße Idee, deren objektive Realität auf keine Weise nach Naturgesetzen[...] dargetan werden kann[...]. Sie gilt nur als notwendige Voraussetzung der Vernunft in einem Wesen, das sich eines Willens[...] bewußt zu sein glaubt. Wo aber Bestimmung nach Naturgesetzen aufhört, da hört auch alle Erklärung auf, und es bleibt nichts übrig, als Verteidigung[... dass nämlich] die Sachen an sich selbst (obzwar verborgen) zum Grunde liegen müssen.“ (GMS, BA 120ff) Und in der Schlussbemerkung: „Es ist also kein Tadel[...] daß sie [die menschliche Vernunft] ein unbedingtes praktisches Gesetz [d.h. den kategorischen Imperativ] seiner absoluten Notwendigkeit nach nicht begreiflich machen kann[...]. Und so begreifen wir zwar nicht die praktische unbedingte Notwendigkeit des moralischen Imperativs, wir begreifen aber doch seine Unbegreiflichkeit[.]“ (GMS, BA 128)

soll nur eine strukturelle Ähnlichkeit zwischen der nicht mehr auf ihren Grund befragbaren Freiheit in der Grundlegung zur Metaphysik der Sitten und dem nicht mehr auf seinen Grund befragbaren notwendigen Wesen angedeutet werden. Etwas wird notwendig und obwohl es nicht erkannt werden kann, muss es als Voraussetzung angenommen werden.

Durch die Einschränkung des Prinzips vom Grund ist sein Status als *erstes* Prinzip jedoch verloren. Um es noch einmal zu sagen: Es muss, da Kant in dieser Schrift noch an der Möglichkeit eines apriorischen Gottesbeweises festhält, Wahrheiten geben, die zu erkennen (durch dieses Prinzip) nicht möglich ist, die aber trotzdem wahr sind. Durch welches Prinzip, durch welches Argument lässt sich das aber zeigen? Wie lässt sich die Wahrheit der Existenz Gottes vor dem Hintergrund bewerkstelligen, dass wir nicht hinter die Existenz Gottes treten und eine Essenz oder Möglichkeit als Grund Gottes setzen können? Wir werden sehen, dass Kant über eine Analyse der kontingenten Dinge und dem Begriff der Möglichkeit meint zu einem notwendig existierenden Wesen zu kommen, wie in Proposition VII deutlich wird:

„Es gibt ein Seiendes, dessen Dasein selbst seiner eigenen und aller Dinge Möglichkeit vorangeht, das demnach als unbedingt notwendig daseiend bezeichnet werden kann. Es wird Gott genannt.“ (Prop. VII: I 395 f)

Kant analysiert zuerst den Möglichkeitsbegriff und stellt zwei Teile heraus:

- den formalen Teil: Eine Synthese von Materialien, oder Elementarbegriffen. Er ist das subjektive Moment einer Möglichkeit.
- die realen Teile (Material): Sie sind eine Reihe von durchgängig bestimmten nicht auflösbaren Elementarbegriffen. Sie sind dem Denken gegeben. Diese Entitäten werden im Folgenden Real-Teile genannt. Sie sind die objektiven Momente einer Möglichkeit.

Eine Möglichkeit¹⁶ in der Nova Dilucidatio ist also etwas, das wir zwar in unserem Verstand denken/konstruieren, jedoch auf Basis gegebener Real-Teile. Das heißt, Möglichkeiten sind nicht rein subjektives Hirngespinnst und unverbindliches Vorstellen, sondern basieren auf etwas Realem. Der Verstand entdeckt *und* konstruiert. Das Ergebnis sind „ideale Sachverhalte“¹⁷. Bei Leibniz gibt es so eine Unterscheidung nicht. Für ihn sind die Möglichkeiten als Ganze ewige Wahrheiten und in Gott angelegt. Begriffliches Denken (in Möglichkeiten) bei Kant ist abhängig von gegebenen, nicht zerlegbaren Real-Teilen. Das Dasein dieser Real-Teile ist absolut notwendig, "da, wenn man [von der Existenz des Materialien des Möglichen] abgeht, es überhaupt nichts Mögliches, d.h. nur Unmögliches gäbe."¹⁸

¹⁶ Vermutlich kann man auch Termini wie Begriff, Essenz, Wesen oder gar Idee einsetzen, wobei man beachten muss, durch welche Tradition sie vorgeprägt sind und wie sie in den hier vorliegenden Kontext passen.

¹⁷ (Sala 1990, S.133)

¹⁸ Übersetzung aus dem Lateinischen von B.Sala mit anschließender Diskussion über die Interpretation dieser Stelle (Sala 1990, S.71ff)

Die Notwendigkeit wird hier im Sinne der Modallogik als „Es ist nicht möglich, dass nicht“ charakterisiert. Es ist jedoch fraglich, ob die Argumentation haltbar ist. Im Satz „Es ist nicht möglich, dass es nichts Möglichen gibt.“ kommt Möglich-sein nach meinem Verständnis in zweierlei Sinne vor: Zunächst eher als *vorstellbar* oder *denkbar* und im Relativsatz als „idealer Sachverhalt“. Die Allgemeingültigkeit des daraus folgenden Satzes : „Es ist nicht vorstellbar, dass es keine idealen Sachverhalte gibt“ ist aber in der Philosophiegeschichte umstritten. Der interessanten Frage kann nicht näher nachgegangen werden. Ein kleiner Hinweis sei mir jedoch gestattet: Mit Niklas Luhmann kann man hier eine Situation beobachten, in der die rationale Philosophie sich selbst hinterfragt und auf eine Paradoxie stößt: Ist die Unterscheidung möglich/unmöglich selbst möglich? (Analog zur Frage: Ist die Unterscheidung wahr/falsch selbst wahr?) Nach dieser Beobachtung würde Kant diese Paradoxie aufdecken, um hier und im Text von 1763 *noch einmal* zugunsten dieser Unterscheidung zu entscheiden. Es ist fraglich, ob er nicht auch in der kritischen Phase bei dieser Entscheidung bleibt, wobei sich sicherlich die Rolle der Real-Teile ändern wird. Hier und auch 1763 wird nicht spezifiziert, ob die Real-Teile von der Erfahrung her oder durch Ideenschau gegeben sind. Dagegen sind in der Kritik der reinen Vernunft die Real-Teile nur über Erfahrung zugänglich.

Zurück zum Beweis. Das Gedankenexperiment, das Kant anstellt ist:

- Angenommen, wir bestreiten die Existenz der Real-Teile. Damit aber sind Möglichkeiten nicht mehr möglich, da ihr ontologischer Grund an den Real-Teilen hängt.
- Für Kant ist es aber unmöglich, die Möglichkeit des Möglichen aufzuheben. (B. Sala nennt dies das zweite Prinzip der Ontotheologie von Kant)¹⁹
- Kant verwendet einen interessanten Begriff der Unmöglichkeit: Absolut unmöglich ist das, was zur Folge hat, daß nichts möglich ist. Oder konkreter: Unmöglichkeit ist: Wenn die Menge der Möglichkeiten leer ist aufgrund der Aufhebung der Existenz der Real-Teile der Möglichkeiten. Das heißt Unmöglichkeit ist gleichbedeutend mit der Aufhebung aller Möglichkeiten, also der Sphäre des Denkens.
- Die Real-Teile müssen also existieren. Sie müssen sogar notwendig existieren. Würden sie nicht existieren, gäbe es keine Möglichkeiten. Das ist aber unmöglich bzw. sogar gleichbedeutend mit dem Begriff der Unmöglichkeit.

Im ersten Schritt wurde also gezeigt, dass wir für unsere Begriffe (Möglichkeiten) bestimmte elementare Teile brauchen, die uns gegeben sind und die notwendig existieren. Der zweite Schritt soll folgendes zeigen: Die Summe der notwendig existierenden Real-Teile konstituieren ein einziges und unendliches Wesen, das wir Gott nennen. Daran ist zunächst auffallend, dass dieselben Real-Teile, die uns zur synthetischen Bildung von idealen Sachverhalten (Möglichkeiten) gegeben sind, gleichzeitig - in ihrer Summe - zur Konstituierung von einem unendlichen Wesen dienen, das wir Gott nennen. Das gibt Aufschluss über die

¹⁹(Sala 1990, S.121f)

Real-Teile. B.Sala erklärt sich das mit Kants Weltanschauung in der Zeit von 1755.²⁰ Sie setzt sich daraus zusammen, dass Seele, Welt und Gott auf ähnliche Weise mit Unendlichkeiten zu tun haben:

- Seele: Die Inhalte unserer Vorstellungen sind nicht ständig wechselnde Weltzustände, sondern das Reale, das diesen Zuständen zu Grunde liegt. Die Vorstellungskraft der Seele ist daher unendlich.
- Welt: In Kants Naturlehre - ebenfalls von 1755 - findet sich, dass die Welt aus einer Grundmaterie heraus entstanden ist. Diese Grundmaterie - eine direkte Folge des göttlichen Daseins - muss in sich jedoch schon von Anfang an einen Plan enthalten, der so vollständig ist, dass er alles in sich schließt, was sein kann, der kein Maß annimmt, kurz, der unendlich ist."(A 107, Naturlehre)
- Gott: Erst daraus wird auf die Unendlichkeit des Daseins Gottes geschlossen.

Zum Beweis des zweiten Schritts, der viel Ähnlichkeit mit einem Reductio-Beweis hat:

- Existieren kann nur etwas, das Einzelne ist. Einzelne ist das, was durchgängig bestimmt ist. Wir suchen ein solches Einzelnes, das die All-Realität, d.h. unendlich ist.
- Angenommen die Real-Teile wären auf mehrere notwendig Existierende verteilt. Dann wäre jedes dieser Existierenden begrenzt, da die jeweils anderen Existierenden, die ebenfalls nur einen Bruchteil aller Real-Teile enthalten, fehlen würden. Diese Existierenden sind bestimmt durch ein Fehlen, durch Privationen (Beraubungen). Also dadurch, dass sie bestimmte Real-Teile "nicht" haben.
- Privationen sind jedoch der Schulphilosophie (Wolff, Baumgarten) gemäß kontingente Bestimmungen²¹
- Ein Wesen aber, das absolut notwendig und kontingent ist, ist widersprüchlich.
- Darum ist die obige Annahme falsch. Die notwendig existierenden Real-Teile sind alle in einem unendlichen Ding vereinigt, das wir Gott nennen.

Ein wichtiger Unterschied zu Gottesbeweisen zu Leibniz/Wolff/Descartes ist, dass Kant nicht bei notwendigen Begriffen/Essenzen ansetzt, welche in Gott sind, sondern nur die Real-Teile, durch die sich Gott konstituiert, sind notwendig. Unsere Begriffe, die wir auf Basis dieses Gegebenen machen, sind - da sie mit einem endlichen Verstand wenngleich nach dem Widerspruchsprinzip synthetisiert wurden - nur bedingt notwendig. Der Begriff des Dreiecks oder die reale Existenz eines Dreiecks sind nicht notwendig, jedoch sind bestimmte Grundelemente in einer bestimmten Beziehung notwendig.²² Da Gott der notwendige Grund aller Möglichkeit ist, ist er auch das Prinzip seiner eigenen Möglichkeit. Das ist die

²⁰(Sala 1990, S.74f)

²¹Bei Metzler findet sich zum Begriff Privation: „Ein privatives Merkmal ist ein Prädikat, das das Fehlen natürlicher Merkmale zum Ausdruck bringt.[...]Die Privation bezeichnet die Abwesenheit einer wesentlichen Form. Sie ist der allgemeine negative Ausdruck einer natürlichen Phase jedes Werdens.“

²²(Sala 1990, S.78)

Umkehrung von Leibniz oder Wolff oder Descartes, bei denen bei Gott die Möglichkeit der Existenz voraus geht.²³ Bei Kants Ontotheologie (in dieser ersten aber auch in der Fassung von 1963) geht die Existenz Gottes der Möglichkeit aller Dinge voraus und die Möglichkeit Gottes ist selbst eine Folge der Existenz Gottes (oder mit ihr identisch, wie Kant sagt). Gott-als-Grund ist also etwas Existierendes, und daraus folgt erst seine eigene Möglichkeit. Gott ist „Prinzip seiner eigenen Möglichkeit“.²⁴

So betrachtet ist das ein radikaler Bruch mit dem Vorgehen vergangener apriorischer Gottesbeweise. Man geht nicht von der wie immer gearteten Möglichkeit Gottes aus (die man einfach annehmen oder wie Leibniz hinterfragen kann²⁵), sondern fragt nach den Voraussetzungen von Möglichkeiten überhaupt und stößt auf die Zweiteilung: Real-Teile und Synthese von Real-Teilen. Letztere liefert als Ergebnis über den Satz vom zu vermeidenden Widerspruch ideale Sachverhalte (Möglichkeiten), jedoch in einem endlichen Verstand.

Andererseits kann man bei Leibniz etwas Ähnliches finden, wenn er versucht, die Möglichkeit Gottes nachzuweisen. Er setzt vollkommen positive Eigenschaften, die in Zusammensetzung Perfektionen ergeben. Die Summe aller Perfektionen ist Gott.²⁶ Es lässt sich eine Ähnlichkeit zwischen den vollkommen positiven Eigenschaften und den Real-Teilen bei Kant vermuten. Doch ist diese Ähnlichkeit haltbar? Leibniz setzt für die positiven Eigenschaften noch keine Realität sondern nur das völlige Fehlen jeder Negation und damit Widerspruchsfreiheit voraus. Dass die Möglichkeiten in etwas Wirklichem fundiert sein müssen, wird erst nach dem Möglichkeitsnachweis mit dem ontologischen Argument (wie Kant es später nennt) eingeführt. Bei Leibniz kommt man nur zur Wirklichkeit über die Möglichkeit Gottes, bei Kant in der *nova dilucidatio* kommt man schon über die Analyse der Möglichkeit überhaupt (wo noch gar nicht von Gott die Rede ist) zu notwendigen Real-Teilen und erst in der Zusammensetzung der Real-Teile zur notwendigen Existenz Gottes. Die Argumentationsstruktur ist eine andere auch wenn die Überlegungen verwandt sind, sich den Grund von Möglichkeiten, den Grund des Denkens im Allgemeinen genauer anzusehen. Bei Anselm ist so eine Fragestellung, wenn überhaupt, nur völlig implizit vorhanden. Ihm ging es, wenn man den Text im Proslogion nicht aus dem Kontext reißt, viel unmittelbarer um den argumentativen Unterbau theologischer Inhalte und nicht um das Fundament philosophischer Systeme, denn das Fundament stand mit dem Glauben an Gott bereits vor jeder Argumentation fest (*credo ut intelligam* - Ich glaube, um zu verstehen).

²³(Sala 1990, Vgl. S.79)

²⁴(Sala 1990, S.79)

²⁵Leibniz schreibt: „Obwohl ich für die eingeborenen Ideen und besonders für die Idee Gottes bin, glaube ich nicht, daß die aus der Idee Gottes abgeleiteten Beweise der Cartesianer vollkommen sind. Ich habe anderorts (in den Leipziger Acta und in den Memoiren von Trévoux) in die Breite gehend gezeigt, daß der Beweis, den Descartes von Anselm von Canterbury entlehnte, in Wahrheit sehr schön und sehr geistvoll ist, daß er aber noch eine Lücke enthält, die man ausfüllen muß.“ (Leibniz 1961, S.437)

²⁶(Kirchner 2009, Vgl. S.13f)

2.1.3. Der Gottesbeweis von 1763

Es ist zu sehen, „daß, wenn man aus Begriffen möglicher Dinge schließen will, kein ander Argument vor das Dasein Gottes möglich sei, als dasjenige, wo selbst die innere Möglichkeit aller Dinge als etwas angesehen wird, was irgend ein Dasein voraussetzt[.]“ (Kant 1968a, A 198)

In der Vorrede steckt Kant die Grenzen dieser Schrift²⁷ ab. Es geht ihm tatsächlich um einen Beweis, um eine Demonstration. Man zeigt, dass es Gott geben müsse. Diese Erkenntnis ist für ihn „die wichtigste aller unserer Erkenntnisse“. Es braucht dafür aber zu dieser Erkenntnis nicht notwendigerweise die „Spitzfindigkeit feiner Schlüsse“. Bereits mit dem Hausverstand findet man ausreichend „Beweistümer von dem Dasein und den Eigenschaften dieses Wesens“ (A4). Diese Spitzfindigkeiten sind nur nötig, wenn man genau definierte Begriffe verwenden und sich jeden einzelnen Schritt klar machen möchte. Bis jetzt wurde so ein Beweis nicht geliefert. Damit das möglich ist, liefert er mit dieser Schrift nur das Werkzeug, nicht das „Gebäude“. (A6)

Zentral geht es wie im Text von 1755 um die Frage: Was *ist* die Möglichkeit eines Dings, um von dort zu einer *Real*notwendigkeit zu kommen. Es geht also nicht nur um eine logische Notwendigkeit, ein Prädikat, das man einem Subjekt zuweist, sondern der Anspruch ist, die Sphäre des Denkens auf etwas Wirkliches zu überschreiten, indem man die Voraussetzungen dieser Sphäre untersucht.

In EmBG gibt es 4 Betrachtungen, von denen die ersten drei jeweils unter dem Zeichen einer Modalkategorie stehen:

- Dasein: Was ist die innere Möglichkeit der Dinge im Vergleich zum Dasein?
- Möglichkeit: Warum setzt die innere Möglichkeit der Dinge ein Dasein voraus?
- Notwendigkeit: Warum setzt dieselbe sogar ein notwendiges Dasein voraus?
- Ist das notwendige Dasein personal (ein Wesen mit Willen und Verstand)?

Dasein

Zunächst untersucht Kant den Begriff des Daseins. Wieder bezieht er sich zunächst auf den gemeinen Menschenverstand, für den der Begriff klar ist und in den meisten Fällen keiner weiteren Erklärung bedarf. Wenn es jedoch um das „absolut notwendige und zufällige Dasein“ geht, muss man sich genauer ansehen was es mit dem Begriff auf sich hat, weil man es in beiden Fällen in einem speziellen Kontext verwendet und nicht im alltäglichen Gebrauch. Dieser wichtige Teil wird auf ein späteres Kapitel 2.2 verschoben, wo die Frage nach dem Existenzprädikat mit Gombocz von der logischen Seite betrachtet wird. Für

²⁷Der Titel „Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseyns Gottes“ wird im Folgenden mit EmBG abekürzt.

den Beweis reicht es die Kant'sche Ansicht zu kennen, dass Dasein kein Prädikat eines möglichen Dings ist. Wenn die Existenz eines Dinges gesetzt ist, ist im Ding selbst nicht mehr gesetzt, aber *durch* das existierende Ding ist mehr gesetzt.²⁸ Man kann sich leicht denken, dass etwas existiert, aber ob es damit außer im Denken auch in Wirklichkeit existiert, diese Frage erfordert andere Kriterien als die Zuweisung eines Prädikats auf ein gedachtes Ding.

Im Grunde könnte man diese Analyse polemisch in etwa folgendermaßen formulieren: Wie lächerlich ist es zu glauben, man könnte die Existenz eines Dinges beweisen, indem man ein gedachtes Ding auf raffinierte Weise mit Prädikaten ausstattet, um dann festzustellen, dass ein Prädikat - nämlich das der Existenz - fehlt und wenn man dieses Prädikat nicht zuweist, folgt ein Widerspruch. Was man erhält ist eine logische Notwendigkeit eines mit allerlei Prädikaten ausgestatteten gedachten Dings und nicht die Gewissheit, dass da ein Gott ist, der uns und die Welt geschaffen hat. Wir werden später sehen, ob und wie man darauf erwidern kann.

Die innere Möglichkeit

Nun zur Analyse der Möglichkeit. Hier übernimmt Kant den Grundzug seiner Überlegungen aus der Schrift von 1755, jedoch verwendet er andere Termini. Denken wir uns ein rechtwinkeliges Dreieck. Die Terminologie bei Kant stellt sich dann wie folgt dar:

- Die Data oder das Materiale der Möglichkeit (hier: Rechtinkeliges, Dreieck) sind diejenigen Entitäten, die miteinander verbunden sind.
- Von der *inneren Möglichkeit* spricht man, wenn die Data/das Materiale (hier: Rechtwinkeliges und Dreieck) miteinander ohne Widerspruch in Beziehung gebracht werden können.
- Wenn in dieser Entität durch das Verbinden von Data ein Widerspruch auftaucht (z.B. wenn die Entität dreieckig und nicht-dreieckig sein soll), dann hebt die Entität sich selbst auf. Man spricht dann von der *inneren Undenklichkeit* oder inneren Unmöglichkeit.

Trotz dem eine Verbindung der Data nicht miteinander verträglich ist, *sind* die Data selbst etwas und können gedacht werden. Das Viereckig-Sein und das Dreieckig-Sein. B.Sala entdeckt hier eine platonische Prämisse, in der Begriffen ein Sein, eine Realität zukommt, auch wenn sie nicht in einem Objekt aktualisiert sind.²⁹ Kant macht das aber nicht explizit. Hingegen insistiert er darauf, dass die Data selbst innerlich möglich sein müssen. Wenn es sich um zusammengesetzte Data handelt, dann müssen sie wieder widerspruchsfrei zusammengesetzt werden. So kann man seine Bausteine immer weiter zerlegen, doch irgendwann stößt man auf Data, die sich nicht weiter zerlegen lassen oder die man einfach nicht weiter

²⁸(Kant 1968a, Vgl. A 12-16)

²⁹(Sala 1990, Vgl. S.136)

zerlegt. Wann und warum man auf einfachste Data stößt, wird offen gelassen. Klar ist, dass sich Möglichkeiten nur dann konstituieren, wenn Data miteinander verbunden sind, die letztlich auf ein Dasein rekurren. Bisher nicht viel Neues im Vergleich zu 1755. Gehen wir alle Schritte durch: Alle Möglichkeiten bestehen aus Data, die sich letztlich auf einfachste Data stützen. Von diesen ist aber nur verständlich, wenn man annimmt, dass ihnen irgend ein Dasein zugrunde liegt. Wäre das nicht der Fall, gäbe es keine Möglichkeiten.

Damit wird deutlich, dass Möglichkeiten auf zwei Arten nichtig sein können: Erstens, indem sie in sich, das heißt durch Verbindung sich gegenseitig widersprechender Data, unmöglich sind. Und zweitens, indem den einfachsten Data gar kein Dasein entspricht.

Was bedeutet das für Möglichkeiten im Allgemeinen? Wie hängen sie mit dem Dasein zusammen? „Allein, daß irgend eine Möglichkeit sei und doch gar nichts Wirkliches, das widerspricht sich, weil, wenn nichts existiert, auch nichts gegeben ist, das da denklich wäre, und man sich selbst widerstreitet, wenn man gleichwohl will, daß etwas möglich sei.“³⁰

Damit etwas Denkbar ist, ist etwas Existierendes erforderlich, denn Möglichkeiten, die gedacht werden, letztlich auf Existierende einfachste Data zurückgehen. Hier bringt er auch noch einmal die Analyse des Existenz-Begriffs ein: Wenn in einem existierendem Ding nicht mehr gesetzt ist als in einem möglichen Ding, nämlich die Prädikate, und man annimmt, dass nichts existiere, dann bedeutet das, dass wirklich nichts existiert und damit auch nichts Mögliches.

Diese Annahme, dass gar nichts existiert, ist aber unmöglich, weil damit - genauso wie in der Schrift von 1755 - alle Möglichkeit aufgehoben würde. Die Aufhebung aller Möglichkeit ist aber gleichbedeutend mit dem Begriff der Unmöglichkeit. Es scheint hier eine zweifache Verwendung vom Begriff des Möglichen oder Unmöglichen zu geben, vielleicht eine Verwirrung von Objekt- und Metasprache. Oben wird vom Denklichen, d.h. vom Denkbaren gesprochen. Das Argument noch einmal mit dem Terminus des Denkbaren:

- Die Aufhebung aller Existenz hat zur Folge, dass es auch nichts Denkbares mehr gibt, weil Denkbares letztlich auf Gegebenes Existierendes angewiesen ist.
- Dass es nichts Denkbares mehr gibt, ist aber nicht denkbar. Sobald man dies aber denkt, hat man sich schon selbst widersprochen.

Das Denken kann sich nicht selber verneinen. Dies wird verwendet, um mit dem vorherigen Argument, dass nämlich mit dem Denkbaren notwendig ein Rekurs auf Wirkliches stattfindet, zu zeigen, dass etwas Existieren muss. Damit ist der Boden bereitet, um zu einem notwendig Existierenden zu kommen, was in der folgenden Betrachtung erörtert wird. Zuvor jedoch noch eine kurze Zusammenfassung dieser Betrachtung mit Kants eigenen Worten. Dieser Absatz, und man kann das in beiden Texten finden, lässt schon Ansatzweise den Übergang von einer reinen Begriffslogik zu einer extensionalen Logik erkennen, wie

³⁰(Kant 1968a, A 19)

im Kausalitätskapitel 2.1.1 deutlicher gezeigt wurde. Raum und Ausdehnung fungieren im Zitat exemplarisch für einfachste Data:

„[S]o ist alsdenn hier die Frage, ob Raum oder Ausdehnung leere Wörter sind, oder ob sie etwas bezeichnen. Der Mangel des Widerspruchs macht es hier nicht aus; ein leeres Wort bezeichnet niemals etwas Widersprechendes. Wenn nicht der Raum existiert, oder wenigstens durch etwas Existierendem gegeben ist als eine Folge, so bedeutet das Wort Raum gar nichts. So lange ihr noch die Möglichkeiten durch den Satz des Widerspruchs bewähret, so fußt ihr euch auf dasjenige, was euch in dem Dinge Denklisches gegeben ist, und betrachtet nur die Verknüpfung nach dieser logischen Regel, aber am Ende, wenn ihr bedenket, wie euch denn dieses gegeben sei, könnt ihr euch nimmer worauf anders, als auf ein Dasein berufen.“³¹

Man darf nicht übersehen, dass sich hier bereits der Schluss vom Denken zur Wirklichkeit vollzogen hat. In dieser Betrachtung kann man daher schon mit Kritik ansetzen, zum Beispiel ob der Übergang sich doch wieder nur im Denken abspielt oder wie Sala argumentiert, ob es sich hierbei überhaupt um einen apriorischen Beweis handelt, denn wie kommen wir auf die Kategorie des Existierenden wenn nicht durch Erfahrung.³²

Das notwendig Existierende

Zunächst wird wieder Terminologie eingeführt. Und zwar gibt es zwei Arten, wie absolute Notwendigkeit (AN) erklärt werden kann:

- Die Nominal-Erklärung von AN: Etwas ist absolut Notwendig, wenn sein Gegenteil nicht möglich ist. In heute üblicher modallogischer Notation ließe sich anschreiben:
 $\Box A \Leftrightarrow \neg \Diamond \neg A$.
- Die Real-Erklärung von AN: beschäftigt sich mit der Frage: Worauf kommt es an, dass etwas nicht möglich ist?

Kant geht es um die Real-Erklärung von absolut notwendiger Existenz. Da Existenz im Spiel ist und Existenz hier nicht bloß ein Prädikat ist, muss zwischen logischer/innerer Notwendigkeit und Real-Notwendigkeit unterschieden werden.

Die logische Notwendigkeit von X ist gegeben, wenn das Gegenteil von X zu einem logischen Widerspruch führt. Für Existenz ist sie bei Kant kein aussichtsreicher Kandidat, denn um die logisch notwendige Existenz zu zeigen, müsste die Nichtexistenz zu einem logischen Widerspruch führen. Die Aufhebung der Existenz führt aber nicht zu einem logischen Widerspruch. Kant möchte aber zeigen, dass die zu einem realen Widerspruch führt, womit die reale Notwendigkeit *der* Existenz bewiesen ist.

³¹(Kant 1968a, A 24f)

³²(Sala 1990, Vgl. S.124f)

Die wichtigsten Teile sind bereits in der letzten Betrachtung gegeben. Es wurde gezeigt, dass Denkbare (Möglichkeiten) auf zwei Arten unmöglich werden kann: Formal, indem der Satz vom Widerspruch aufgehoben wird oder real, indem man die Existenz der Data bestreitet. Für die Existenz bleibt nur letzterer Fall. Kant formuliert das folgendermaßen:

„Wenn ich nun einen Augenblick nachdenke, weswegen dasjenige, was sich widerspricht, schlechterdings nichts und unmöglich sei, so bemerke ich: daß, weil dadurch der Satz des Widerspruchs, der letzte logische Grund alles Denklichen, aufgehoben wird, alle Möglichkeit verschwinde, und nichts dabei mehr zu denken sei. Ich nehme daraus alsbald ab, daß, wenn ich alles Dasein überhaupt aufhebe, und hiedurch der letzte Realgrund alles Denklichen wegfällt, gleichfalls alle Möglichkeit verschwindet, und nichts mehr zu denken bleibt. Demnach kann etwas schlechterdings notwendig sein, entweder wenn durch sein Gegenteil das Formale alles Denklichen aufgehoben wird, das ist, wenn es sich selbst widerspricht, oder auch, wenn sein Nichtsein das Materiale zu allem Denklichen, und alle Data dazu aufhebt. Das erste findet, wie gesagt, niemals beim Dasein statt, und weil kein Drittes möglich ist, so ist entweder der Begriff von der schlechterdings notwendigen Existenz gar ein täuschender und falscher Begriff, oder er muß darin beruhen, daß das Nichtsein eines Dinges zugleich die Verneinung von den Datis zu allen Denklichen sei.“³³

Nach diesem Absatz habe ich mit Spannung darauf gewartet, wie Kant im Folgenden begründet, dass absolut notwendige Existenz kein falscher Begriff ist. Das passiert leider nicht, oder zumindest nicht explizit. Im Prinzip folgt eine Reformulierung des Arguments aus der letzten Betrachtung:

- Jede Möglichkeit setzt Wirkliches voraus.
- „Demnach ist eine gewisse Wirklichkeit, deren Aufhebung selbst alle innere Möglichkeit überhaupt aufheben würde.“³⁴
- Diese gewisse Wirklichkeit, da sie, wenn sie aufgehoben würde, alle Möglichkeit, alles Denken, auslöscht, ist absolut notwendig.

Aus dem Argument der vorherigen Betrachtung: „Dass gar nichts existiert, das ist unmöglich.“ wird gemacht: „Eine Existenz ist absolut notwendig.“ Oder in modallogischer Kurzschreibweise (wobei dies wirklich nur als Schreibweise und nicht als Formel zu verstehen ist, da E bei Kant kein logisches Prädikat sein soll): $\neg\Diamond\neg E \rightarrow \Box E$

Danach folgen die üblichen Bestimmungen: Das notwendige Wesen ist einig (es gibt nicht mehrere), einfach (es ist nicht zusammengesetzt), ewig, hat höchste Realität, und ein Wesen mit Willen und Verstand. Dem wird hier nicht mehr nachgegangen.

³³(Kant 1968a, A 28f)

³⁴(Kant 1968a, A 29)

Es gibt jedoch zu denken, dass die modallogische Kurzschreibweise in diesem Argument so naheliegend ist. Wie unterscheidet sich der Gebrauch des Worts Existenz in den eben durchgearbeiteten Argumenten von dem Gebrauch als Prädikat (etwa bei Anselm)? Offenbar kann man Existenz auch hier als Prädikat modellieren. Kant geht es darum, dass Existenz sich der Prädikat-Struktur sträubt. Sie ist kein Attribut eines Dings, sondern eine Modalität, wie er später sagen wird. Nicht bloß möglich, auch nicht notwendig, sondern existent. Er möchte zwischen im Denken vorstellbaren Dingen und real-existierenden Dingen einen Unterschied machen und das so wie es aussieht, ohne auf Erfahrung Bezug zu nehmen, also rein im Denken. Dafür muss er im wesentlichen zeigen, dass dem Denken ein Dasein zugrunde liegt und zwar so, dass ohne dieses Dasein gar kein Denken möglich wäre. Man kann auch nachdem das Argument durchgearbeitet wurde noch fragen: Wie ist so eine Demonstration möglich? Sie benötigt die Annahme, dass der Begriff von Denkbaren (der Begriff von Begriff) immer schon auf etwas Gegebenes angewiesen ist. Dieses Gegebene ist vom Denken selbst nicht weiter zerlegbar. Es ist, was es ist. Es existiert. Was soll man von dieser Annahme halten? Für Sala ist es ein aposteriori Beweis, da wir die Erkenntnis, das etwas existiert, nur mit Bezug auf Erfahrung haben können. Das Materiale der Möglichkeiten wäre damit durch Erfahrung gegeben, was auch zur späteren Entwicklung von Kant passen würde.³⁵ Für mich stellt sich zusätzlich die Frage, ob nicht „Dem Denken ist etwas Wirkliches Gegeben“ wiederum ein Gedanke ist, der auf der logischen Ebene bleibt. Wenn Denken, dann gibt es etwas, das existiert. „Es gibt etwas, das existiert.“ mit Kants Worten: „Demnach ist eine gewisse Wirklichkeit“.³⁶ Nun stellt sich die Frage: Besteht ein Unterschied zwischen „es gibt x/es ist x“ und „x existiert/x ist wirklich“? Gibt es vielleicht unterschiedliche Arten der Existenz? Dem soll im folgenden mit Hilfe eines Werks von Gombocz über das Existenzprädikat im Rahmen ontologischer Beweise nachgegangen werden.

2.2. Existenz

2.2.1. Existenzvoraussetzungen in der Logik

Logiker wie George Edward Moore (1927), Henry Siggins Leonard(1956) und Wolfgang Leopold Gombocz(1974) haben darauf hingewiesen, dass folgende Schlussform in der Principia Mathematica für bestimmte Satztypen problematisch ist:

(Existentielle Generalisation EG). $F(a) \rightarrow \exists xF(x)$

Wenn F-sein dem a zukommt, dann *gibt es* mindestens ein Individuum, dem F-sein zukommt. Nach Gombocz meint man mit „es gibt“ hier reale Existenz.³⁷ Das gibt aber

³⁵(Sala 1990, Vgl. S.124)

³⁶(Kant 1968a, A 29)

³⁷(Gombocz 1974, Vgl. S.7)

Probleme, wenn man für a im Antecedens einen fiktiven Gegenstand einsetzt, der keine Extension hat, also keinen realen Gegenstand meint. Betrachte etwa den Satz „ET ist ein Außerirdischer“. Man wird annehmen können, dass jede Person, die den Film „ET, der Außerirdische“ gesehen hat, den Satz für wahr hält. Verwende nun (EG) um mittels modus ponens den Satz „Es gibt mindestens ein Individuum, das ein Außerirdischer ist.“ zu erhalten. Der Satz ist aber falsch, wenn man mit „es gibt“ reale Existenz meint. Insofern führt ein wahres Antecedens zu einem falschen Konsequenz.

Man kann nun entweder behaupten, dass der Satz „ET ist ein Außerirdischer“ nicht von der Form $F(a)$ ist oder dass der Satz falsch ist. „Die meiste Mühe wendet der Großteil der Logiker dafür auf, nun zu erklären, warum Beispiele [...dieser Art] nicht der Form entsprechen. Sie verlangen dazu z.B., daß Namen immer bezeichnen, oder sie analysieren Eigennamen als Abkürzungen von Kennzeichnungen im Sinne RUSSELLs udgl. mehr.“³⁸

Gombocz schlägt mit Bezug auf Leonard vor, die Analyse solcher Beispiele zu erleichtern, indem (EG) umformuliert wird, sodass die singuläre Existenz von a explizit gemacht wird:

(Existentielle Generalisation EG+). $F(a) \wedge E!a \rightarrow \exists F(x)$

$E!a$ bedeutet dabei singuläre Existenz, d.h.: „Das Individuum a existiert“. Der Schluss auf generelle Existenz (Außerirdische existieren) ist nach (EG+) nur dann erlaubt, wenn die singuläre Existenz gegeben ist (ET existiert). Diese singuläre Existenz wurde in (EG) stillschweigend vorausgesetzt, wie Gombocz und Leonard kritisieren.³⁹ Nun ist es kein Problem mehr, den Satz „ET ist ein Außerirdischer“ für wahr zu halten und „Es gibt Außerirdische“ für falsch (oder auch für wahr), indem man einfach bestreitet, dass ET in Wirklichkeit existiert, d.h. indem das zweite Konjunktions-Glied (die singuläre Existenz von ET) im Antecedens falsch ist. Damit erhält man einen korrekten Schluss.

Eine Logik, die bei allen Schlussformen derart vorgeht, indem sie singuläre Existenzvoraussetzungen explizit macht, nennt Gombocz existenzfreie Logik und bezieht sich dabei auf Lambert (free logic)⁴⁰. Leonard verändert in diesem Sinne auch noch andere Schlussformen mit der Begründung, dass der Schluss vom Universellen auf das Existierende nicht analytisch sondern metaphysisch ist. Man holt damit stillschweigend reale Existenz in die Logik, verlangt also für bestimmte Formen, dass Individuen existieren (Lambert nennt das: existentieller Import oder existentielles Gewicht). Auch wenn man diesen Schluss akzeptiert, sollte man ihn als Bedingung bei den Schlussformen hinzufügen:

(Universale Instanziierung UI+). $\forall xF(x) \wedge E!a \rightarrow F(a)$

(4). $\forall xF(x) \wedge E!a \rightarrow \exists xF(x)$

³⁸(Gombocz 1974, S.9)

³⁹(Gombocz 1974, Vgl. S.10f)

⁴⁰(Gombocz 1974, Vgl. S.10)

Eine weitere interessante Zuspitzung ergibt sich bei dem Prädikat „ist eine Fiktion“, wenn man die Schlussform (7) $F(a) \rightarrow$ „a existiert“ akzeptiert. Wenn „a ist eine Fiktion“ wahr ist, dann muss für eine nicht-existenzfreie Logik mit eben genannter Schlussform gelten, dass a denotiert, d.h. eine Extension hat, die real existiert. Das gilt auch, wenn man Russel'sche Kennzeichnung verwendet. Doch der Gehalt des Prädikats „ist eine Fiktion“ impliziert nach Leonard „(reale) Nichtexistenz“. Wenn man (7) anwendet, erhält man „a existiert“. Wenn a aber existiert, muss der Satz „a ist eine Fiktion“ falsch sein, denn Fiktionen existieren nicht. Noch schlimmer wird es, wenn man „Eine Fiktion existiert nicht“ in (EG) einsetzt, denn dann erhält man sogar einen logischen Widerspruch „Es existiert Nichtexistierendes“ (wobei Nichtexistenz ein Prädikat zweiter Stufe ist).⁴¹

Auf Basis dieser Überlegungen und der Frage, über welchen Individuenbereich All- und Existenzquantoren laufen sollen, stellt Gombocz drei Logiktypen einander gegenüber⁴²:

- **System a** setzt singuläre Existenz voraus, weshalb bestimmte Formen existentielles Gewicht bekommen. Die Quantoren laufen über real existierende Individuen. (Die Principia Mathematica ist nach Gombocz so ein System⁴³)
- **System b** setzt singuläre Existenz nicht voraus, jedoch laufen die Quantoren über real existierende Individuen. Das existentielle Gewicht kommt also nur bei Ausdrücken vor, in denen Quantoren eingesetzt werden (existenzfreie Logiken).
- **System c** setzt Existenz nicht voraus, da die Quantoren über alle Individuen laufen, die logisch widerspruchsfrei sind (existenzunabhängige Logiken, Gombocz optiert für diese Systeme⁴⁴).

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen geht es nun um eine Beurteilung des Begriffs Existenz.

Es gibt eine Vielzahl von Auffassungen darüber, was Existenz bedeutet. Gombocz benutzt zunächst die grobe Unterscheidung von Auffassungen die besagen, dass Existenz nur eine Bedeutung hat (Einheitsthese) und Auffassungen, nach denen Existenz mehrere Bedeutungen hat (Mehrheitsthese). Er optiert für eine bestimmte Auffassung der Mehrheitsthese, obwohl er die Einheitsthese nicht gänzlich ausschließen kann.

Im Detail geht er auf folgende Ansichten genauer ein:

- Existenz ist kein logisches Prädikat (z.B.: Moore)
- Existenz ist ein Prädikat zweiter Stufe (das ist ein Prädikat nicht eines Gegenstandes sondern eines Begriffs)
- Alles existiert (z.B. Quine)

⁴¹(Gombocz 1974, Vgl. S.13)

⁴²(Gombocz 1974, Vgl. S.21)

⁴³(Gombocz 1974, Vgl. S.15)

⁴⁴(Gombocz 1974, Vgl. §2.3, S.16)

- Existenz ist mehrdeutig und stufenförmig (Gombocz)

Im folgenden werden alle vier durchgesehen.

2.2.2. Existenz ist kein logisches Prädikat

„Kants berühmter Halbsatz [Sein ist offenbar kein reales Prädikat...] wurde in (noch weiter) verkürzter Form zum Slogan einer Bewegung. 'Existenz (bzw. Sein) ist kein Prädikat' ist die populäre, wenn auch unklare und damit mißverständliche Form dieses KANTischen Diktums in einer Unzahl jüngster Veröffentlichungen.“⁴⁵

Dabei stellt er klar, dass Kant in der Kritik der reinen Vernunft davon spricht, dass Existenz sehr wohl ein logisches Prädikat ist, aber kein reales (KrV B626) und dass im ontologischen Gottesbeweis eine Verwechslung der beiden stattgefunden hat. Gombocz zeigt im Anschluss, dass Existenz sehr wohl ein logisches Prädikat sein kann.

Moore behauptet, dass Sätze mit üblicher Subjekt-Prädikat-Struktur wie „Schwäne sind weiß“ äquivalent sind zu (und eigentlich dargestellt werden müssen als): „Wenn es etwas gibt, das ein Schwan ist, dann ist dieses Ding weiß“. Wenn man nun als Prädikat „existieren“ einsetzt, erhält man „Schwäne existieren“ und den Satz „Wenn es etwas gibt, das ein Schwan ist, dann existiert dieses Ding.“ Für Moore eine Tautologie. Bei negativer Zuschreibung von einem Existenz-Prädikat („Schwäne existieren nicht“) erhält man eine Kontradiktion: „Wenn es etwas gibt, das ein Schwan ist, dann existiert dieses Ding nicht“. Damit möchte Moore gezeigt haben, dass Existenz kein logisches Prädikat sein kann, d.h. Sätze wie „Schwäne existieren“ sind logisch gesehen gar keine Subjekt-Prädikat-Sätze.

Für Gombocz zeigt sich hier die Restriktion, wenn man in der logischen Analyse Systeme der Art (a) verwendet.⁴⁶ In Moore's Analyse wird deutlich, dass „Wenn es etwas gibt“ gleichgesetzt wird mit realem Existieren. Diese Gleichsetzung, die aus System (a) folgt, führt dann zu den oben beschriebenen Effekten beim Einsetzen eines Existenzprädikats (nämlich zu einer Tautologie oder Kontradiktion).

Durch Systeme der Art (c) läuft der Alloperator und damit das „universe of discourse“ sowohl über real Existierendes als auch Nicht-Existierendes und plötzlich ist es keine Trivialität oder Kontradiktion mehr, von einem Ding zu behaupten, dass es real existiert oder nicht.

Mit Systemen der Art (a) kann man Existenz gar nicht analysieren; sie ist bereits implizit vorausgesetzt, denn das Subjekt in den Subjekt-Prädikat-Sätzen muss sich auf Existierendes beziehen, d.h. es muss denotieren.⁴⁷ Kurzum: „Die Doktrin, Existenz sei kein logisches

⁴⁵(Gombocz 1974, S.32)

⁴⁶(Gombocz 1974, S.36)

⁴⁷(Gombocz 1974, Vgl. S.38)

Prädikat, entsteht also [...] durch die Eigenart des Instrumentariums der logischen Analyse. Eigenart des Instrumentariums deshalb, weil die (ausgesprochenen und unausgesprochenen) Voraussetzungen logischer und ontologischer Natur erst die Ergebnisse der Analysen „erhärten“.⁴⁸ Wenn man aber (c) verwendet, ist die Behauptung, Existenz sei kein logisches Prädikat, nicht haltbar.

2.2.3. Existenz ist ein Prädikat zweiter Stufe

Die Auffassung, dass Existenz keine Aussage über Gegenstände sondern über Begriffe macht, kann auf Frege zurückgeführt werden.⁴⁹ Nichtexistenz sagt von einem Begriff aus, dass es keine Extension hat. Existenz dagegen behauptet von einem Begriff, dass die Extension nicht leer ist. Gombocz merkt an, dass unter diese Art von Prädikat-Sein auch die Prädikate wie Zahlreich-sein, Häufig-sein, Selten-sein, etc. fallen. Doch zwischen diesen Prädikaten und dem der Existenz gibt es einen Unterschied, sie lassen sich nicht in die Form $\forall xF(x)$ bringen, Existenz-sätze schon. Der Satz „Marienkäfer sind zahlreich“ bedeutet nicht: „Wenn etwas ein Marienkäfer ist, ist er zahlreich“. Der Satz „Einhörner existieren“ bedeutet „Wenn etwas ein Einhorn ist, dann existiert es“.⁵⁰ Damit gesteht er zwar eine Ähnlichkeit zwischen Anzahl und Existenz zu (indem beide nämlich Prädikat zweiter Stufe sind), jedoch sind sie nicht äquivalent.

Damit aber stellt sich die Frage nach dem Status von singulärer Existenz. Was ist mit Sätzen wie „Benedikt XVI. existiert“. Benedikt XVI. ist ja kein Allgemeinbegriff, sondern der Name für eine Entität im Diskursuniversum. Für Frege sind solche Sätze nicht wohlgeformt. Für ihn ist es sinnlos, von einem Gegenstand auszusagen, dass er existiert. Gombocz hält dagegen und schlägt - in Analogie zu Freges Überlegungen zu generellen Terme - vor, „Existenzsätze von der Form 'a existiert' so zu interpretieren, daß in solchen Sätzen von singulären Termen (Namen bzw. Kennezeichnungen) behauptet wird, daß sie einem (und nur einem) Gegenstand entsprechen.“⁵¹

Damit wird m.E.n. behauptet, dass Eigennamen nicht notwendigerweise einen Gegenstand unter sich haben müssen. Nach Gombocz widerspricht diese Ansicht der Anhänger existenzfreier und -unabhängiger Logik der „traditionellen“ Logik Russel'scher Art und führt einen Jugendlialog zwischen Frege und Pünjer aus 1884 ins Feld, wo die Existenzvoraussetzungen dieser Logik klar gemacht werden: „Wenn 'Sachse existiert' heißen soll 'Das Wort 'Sachse' ist nicht ein leerer Schall, sondern bezeichnet etwas', so ist es richtig, daß die Bedingung 'Sachse existiert' erfüllt sein muß.[...] Dies ist aber keine neue Prämisse, sondern die selbstverständliche Voraussetzung bei allen unseren Worten. die Regeln der Logik setzen immer voraus, daß die gebrauchten Wörter nicht leer sind,... daß man nicht mit bloßen Worten spiele. Sobald 'Sachse ist ein Mensch' ein wirkliches Urteil ist, muß

⁴⁸(Gombocz 1974, S.40)

⁴⁹(Gombocz 1974, S.42)

⁵⁰(Gombocz 1974, Vgl. S.44)

⁵¹(Gombocz 1974, S.46)

das Wort 'Sachse' etwas bezeichnen und dann gebrauche ich eine weitere Prämisse nicht, um daraus zu schließen, 'Es gibt Menschen'. [Gombocz fährt fort] die Prämisse „Sachse existiert“ ist überflüssig, wenn sie etwas anderes bedeuten soll, als jene selbstverständliche Voraussetzung bei allem unserem Denken.“⁵²

2.2.4. Alles existiert

Quine umreißt ontologische Probleme in seinem Aufsatz „Was es gibt“ mit der Frage: Was gibt es? und antwortet: Alles. Das ist so zu erklären, dass die Bedeutung von Existieren an das Universe of Discourse gebunden wird. All jene Werte, die eine Variable annehmen kann, existieren. Und eine Variable kann all jene Werte annehmen, die im Universe of Discourse definiert sind, also alle. Damit existiert alles. Angenommen, man hat ein Diskursuniversum mit zwei Entitäten m, a . Das sind jene Entitäten, die existieren. Die Formalisierung von „Alles existiert“, etwa $\forall x(x \text{ existiert})$ ist wahr. Umgekehrt: Es *gibt* nichts, was es nicht gibt. Das Diskursuniversum ist der äußerste Container, aus dem die Prädikate ihre Extensionen schöpfen können. Man kann ein Prädikat F definieren, dass die Extension m hat. Damit wäre die Formel $\forall x F(x)$ falsch, da a nicht in der Extension von F enthalten ist. Die Formel $\exists x F(x)$ wäre wahr, da $F(m)$. Für Quine existiert daher alles, dem ein Prädikat zugeschrieben ist. Natürlich: Was es gibt, hängt davon ab, welches Diskursuniversum wir verwenden. Damit soll auch nach Quine nicht modelliert werden, was es gibt, sondern was jemand sagt, dass es gibt.⁵³ Hier lässt sich unschwer feststellen, dass es sich um eine extensionale Logik handelt.

Diese Ansicht läuft bei Gombocz auf eine ähnliche Reaktion wie die vorherige hinaus: Die Logik ist schon voreingenommen, wenn sie nur Aussagen über real existierende Dinge für sinnvoll hält. Intensionale Logik - das ist eine Logik, in der es nicht primär darum geht, welche Dinge ein Prädikat bezeichnet, sondern welche weiteren Merkmale in ihm enthalten sind - wird dadurch kategorisch ausgeschlossen.

Für Quine sind nicht-existierende Gegenstände nicht unterscheidbar. Gombocz erwidert, dass sie nur aufgrund extensionaler Ontologien und dem Dogma, dass alles existiert, nicht unterscheidbar sind. Solche Ontologien erlauben es nicht, einen Unterschied zu machen, zwischen runden Vierecken oder fliegenden Pferden. Gombocz möchte weitere Ontologien, die eine Logik erlauben, wo fliegende Pferde genauso wie Haflinger vorkommen können, aber runde Vierecke nicht, weil sie in sich widersprüchlich sind. Der Ausschluss des Letzteren ist die Mindestbedingung für Existenzprädikation in der Logik.⁵⁴ Damit kommen wir zu Gombocz eigener Theorie und einer Zusammenfassung des Bisherigen.

⁵²(Gombocz 1974, S.46f)

⁵³(Gombocz 1974, S.49)

⁵⁴(Gombocz 1974, S.51)

2.2.5. Existenz ist stufenförmig

Gombocz selbst geht davon aus, dass der Begriff der Existenz mehrere Bedeutungen hat und stufenförmig ist:

- Logische Existenz steht dabei auf der untersten Stufe. Sie ist die Voraussetzung für alle weiteren Existenzbegriffe, da Begriffe, denen man logische Existenz zuspricht, die geringsten Anforderungen haben, nämlich nur, dass sie in sich widerspruchsfrei sind.⁵⁵
- Reale Existenz benötigt die meisten Randbedingungen, darunter physischen Bedingungen, aber weiterhin logische Widerspruchsfreiheit.

Die All- und Einige-Operatoren sollen über Logische Existenz definiert werden. Höhere Stufen der Existenz sollen material in die Prämissen eingehen. So sind in Systemen der Art (c) folgende Features zur Darstellung der verschiedenen Formen von Existenz vorgesehen⁵⁶:

- Existenzunabhängige All- und Einigeoperatoren: $(\forall x)$ und $(\exists x)$
- Prädikat realer Existenz in Raum und Zeit: $E!$
- Der traditionelle Existenzquantor und Allquantor, welche mit obigen beiden definiert werden können.
- Weitere materiale Existenzprädiakte sind einführbar. Mit ihnen kann man - neben der es raum-zeitlichen Existenz $E!$ z.B. mathematische Existenz modellieren. Dadurch könnte man „den ganzen relevanten Raum philosophischer Diskussion in *einem* Kalkül(system) vereinigen und durch Definition besonderer Quantoren könnte man eine Reihe neuer Systeme - Subsysteme von (c) - erzeugen[.]“⁵⁷ Als Mindestbedingung für jedes solcher Existenzprädikate nennt er aber „eine widerspruchsfreie Intension“⁵⁸, eine „innere Widerspruchsfreiheit“⁵⁹.

Dadurch, dass jede Existenzprädikation nur logisch möglich sein muss, bleiben Systeme der Art (c) offen sowohl für extensionale als auch intensionale Diskurse.

An dieser Stelle sei der Begriff der inneren Möglichkeit beim vorkritischen Kant von 1763 noch einmal erwähnt, da gerade hier - vermutlich erstmalig - ein Umschwung stattfindet von intensionaler zu extensionaler Logik, und zwar wie wir gesehen haben ebenfalls im Rahmen einer Auseinandersetzung mit dem ontologischen Argument. Kant arbeitet - übertragen auf die hier verwendete Terminologie - heraus, dass begriffliches Denken, das Zuweisen von Prädikaten zu Subjekten, nur möglich ist, einerseits, wenn die zugewiesenen Prädikate miteinander verträglich, also nicht widersprüchlich sind, andererseits aber benötigt *jedes*

⁵⁵(Gombocz 1974, Vgl. S.29)

⁵⁶(Gombocz 1974, Vgl. S.66f)

⁵⁷(Gombocz 1974, S.66f)

⁵⁸(Gombocz 1974, S.66)

⁵⁹(Gombocz 1974, S.52)

Denken letztlich einen Bezug zu den existierenden Dingen. Zu sagen, dass bei Kant alles existiert, wäre vermutlich zu weit hergeholt, aber letztlich muss immer etwas existieren, auf das sich das Denken beziehen und hinter das begrifflich nicht mehr weiter analysiert werden kann. Wir haben uns oben gefragt, wie die Aussage „Demnach ist eine gewisse Wirklichkeit“ zu verstehen ist und haben uns an Gombocz gewandt. Dieser behauptet, dass dieser Satz bzw. seine Umformung „Es gibt etwas, das existiert“ keine bloße Tautologie ist, denn „es gibt“ wird interpretiert als Einigeoperator, der über logisch Mögliches geht und durch „etwas existiert“ wird mit einem materialem Existenzprädikat „E!“ der Bezug zu etwas Real existierenden hergestellt. So gesehen würde Kants Aussage mit heutigen logischen Mitteln nur dann Sinn machen, wenn man seinem Hinweis, dass „Dasein“ kein Prädikat ist, nicht folgt. Eigentlich müsste man genauer sein, und sagen, man darf der verkürzten Darstellung seiner Kritik am Existenzprädikat nicht folgen, denn schon 1763 schreibt er: „Gleichwohl bedient man sich des Ausdrucks vom Dasein als eines Prädikats und man kann dieses auch sicher und ohne besorgliche Irrtümer tun, so lange man es nicht darauf aussetzt, das Dasein aus bloß möglichen Begriffen herleiten zu wollen. [... Und weiter:] Es ist daher kein völlig richtiger Ausdruck zu sagen: Ein Seeinhorn ist ein existierend Tier, sondern umgekehrt, einem gewissen existierenden Seetiere kommen die Prädikate zu, die ich an einem Einhorn zusammen gedenke.“⁶⁰

Man darf mit Kant nicht schließen, dass Existenzsätze (das sind Sätze, wo Existenz als Prädikat vorkommt) unsinnig sind. Irgendwie muss man über Existenz sprechen und das tut man mit Subjekt-Prädikatsätzen. Doch man muss sich klar sein, dass sich mit der Existenz nicht bloß quantitativ etwas ändert, sodass ein zusätzliches Prädikat vorgestellt wird, sondern dass sich ein qualitativer Sprung ereignet, vom bloßen Vorstellen zu der Erkenntnis, dass die im vorgestellten Ding gedachten Prädikate nun einem „gewissen Dinge in der Natur“⁶¹ entsprechen (wenn man raum-zeitliche Existenz verwendet). Insofern ist Gombocz Anspruch m.E. nach berechtigt. Mit Systemen der Art (c) wird ein Unterschied gemacht zwischen (a) bloß vorgestellten Dingen, denen man nach Belieben Prädikate zuweisen kann, solange es nicht in Widersprüche endet und (b) existierenden Dingen, für die andere Bedingungen gelten.

Interessant ist, dass Gombocz seine Ideen nicht bloß als Beitrag zu einer Analyse des Existenzprädikats nimmt, sondern diese Überlegungen dienen als Vorbereitung zu einer Analyse von Anselms ontologischen Argument, in der er die Beweisschritte herausarbeitet und nach intensionaler oder extensionaler Herkunft beurteilt. Er stellt daraufhin fest, dass ein unzulässiger Übergang zwischen beiden stattgefunden hat. Er schließt: Wenn überhaupt, dann ist nur intensional bewiesen, dass Gott existiert. Für einen extensionalen Beweis müsste man die Erfahrung hinzunehmen, d.h. er schließt apriorische Gottesbeweise im extensionalen Sinn aus.⁶² Dem kann hier aber nicht weiter nachgegangen werden.

⁶⁰(Kant 1968a, A 6f)

⁶¹(Kant 1968a, A 7)

⁶²(Gombocz 1974, Vgl. S.72-108)

3. Beweissysteme

3.1. Einleitung

Um die Spezialliteratur zu verstehen, in denen Gödels kurz gehaltene Beweise genauer untersucht werden, ist es notwendig, sich ein wenig den zu Grunde gelegten Logiken zuzuwenden. Durch sie sind Syntax und Semantik festgelegt, in der das ontologische Argument formuliert und bewiesen werden soll. Verschiedene Logiken beantworten die folgenden Fragen zum Teil unterschiedlich: Was ist die Menge der erlaubten Grundsymbole? Wie dürfen sie zu Termen und zu Formeln kombiniert werden? Wie ist die Bedeutung von Operatoren oder die Wahrheit von Sätzen festgelegt? Welche Schlussregeln dürfen verwendet werden, um von gegebenen Ausdrücken andere Ausdrücke abzuleiten?

Es sei, bevor wir uns den einzelnen Systemen zuwenden, vorausgeschickt, dass man Systeme für unterschiedliche Zwecke und Anwendungsbereiche entwirft. Entsprechend ist Wahrheit in diesen Systemen relativ zu diesen Bezugssystemen definiert. Man kann ein bekanntes und größtenteils akzeptiertes System (eine Form der Prädikatenlogik 2. Stufe, eine Modallogik S5) hernehmen und nahezu beliebig durch Axiome erweitern, so wie das in den dargestellten Systemen der Fall ist. Dabei sind jedoch zumindest zwei Punkte zu beachten:

- Führt die Einführung dieser Axiome zu unerwünschten Konsequenzen? z.B.: Werden alle wahren Sätze notwendig wahr?¹ Wird das System inkorrekt, d.h. können Sätze bewiesen werden, die nicht wahr sind?
- Selten wird explizit gemacht, welches System man mit neuen Axiomen erweitert. Bei einem speziellen Fall wie dem ontologischen Argument könnte es sich jedoch lohnen, sich genau anzuschauen, unter welchen Bedingungen eine Formel (z.B. mit einem Existenzquantor und einem Modaloperator) erfüllt ist und ob die Ableitungen noch etwas mit dem Gottesbegriff eines religiösen oder philosophischen Kontexts zu tun haben.

¹Das muss nicht in allen Kontexten unerwünscht sein.

3.1.1. Klassifikation von Logiken

Auf einer recht abstrakten Granularität lassen sich klassische von nicht-klassischen Logiken unterscheiden. Üblicherweise sind klassische Logiken durch zwei Prinzipien gekennzeichnet:

- *Prinzip der Zweiwertigkeit*: Jeder Formel hat genau eine von zwei Wahrheitswerten.
- *Prinzip der Extensionalität*: Die Extension einer Formel ist die Menge der Gegenstände², die diese Formel benennt. Das Prinzip besagt, dass eine aus Teilformeln zusammengesetzte Formel ganz genau durch die Extension der Teilformeln und der Art der Zusammensetzung bestimmt ist.

Erfüllt ein Logik-System eine dieser Anforderungen nicht, handelt es sich um eine nicht-klassische Logik, beispielsweise eine Modallogik. Moderne Modallogiken sind in der Regel zweiwertig aber nicht gänzlich extensional. Sie bauen zwar auf einer Prädikatenlogik auf, die die beiden Prinzipien erfüllt, jedoch sind die Junktoren, die die Modalitäten (Möglichkeit/Notwendigkeit) bezeichnen, nicht extensional, da die Wahrheit von Sätzen mit Modaloperator sich nicht immer von der Wahrheit des Satzes ohne Modaloperator ergibt. Der Satz „Österreich ist ein Land in Europa.“ ist zwar in unserer Welt wahr, aber man kann sich leicht eine Welt vorstellen, in der dieser Satz falsch ist. Daher: Die Wahrheit des Satzes „Es ist notwendig, dass Österreich ein Land in Europa ist“ ist nicht eindeutig durch den darin enthaltenen Teilsatz „Österreich ist ein Land in Europa.“ bestimmt.

3.2. Symboltabelle

Die nachstehende Tabelle legt die alltagssprachlichen Namen der Symbole fest, die in den folgenden logischen Ausdrücken verwendet werden.

²Gegenstand ist im allgemeinen Sinn zu verstehen und umfasst sowohl abstrakte wie konkrete Entitäten.

Symbol	Name
\exists	Existenzquantor
\forall	Allquantor
\Box	Notwendigkeitsoperator
\Diamond	Möglichkeitsoperator
\rightarrow	materiale Implikation (Aussagenlogik)
\leftrightarrow	Äquivalenz (Aussagenlogik)
\Leftrightarrow	genau dann wenn (gdw)
\neg	Negationsoperator (<i>Nicht</i>)
\vee	Disjunktionsoperator (<i>Oder</i>)
\wedge	Konjunktionsoperator (<i>Und</i>)
\oplus	Exklusiv-Oder-Operator (<i>XOR</i>)
\subset	Teilmenge (echte Teilmenge)
\subseteq	Teilmenge (oder gleich mächtig)

3.3. Liteaturanalyse

Im Folgenden soll ein kurzer Aufriss über vorhandene Quellen und dessen Sekundärliteratur gezeichnet werden:

Wo findet man die Originalbeweise und die Notizen von Dana Scott?

- In Band 3 der 1995 erschienenen *Collected Works*, in der relevante unveröffentlichte Arbeiten gesammelt wurden, finden sich zwei ontologische Beweise/Beweisfragmente, die im Nachlass gefunden wurden. Sie enthalten fast ausschließlich formelhafte Ausdrücke und spärliche Fußnoten dazu.³
- Bei dem 1987 erschienenen Aufsatz von Sobel finden sich im Anhang Transkriptionen aus Gödel's Nachlass sowie Notizen von Dana Scott, die auf Basis eines Gesprächs mit Gödel Notizen zum ontologischen Beweis gemacht haben soll.⁴

Sekundärliteratur:

- Sobels oben erwähnte Arbeit von 1987 spielt für Gödels Beweisidee eine ähnliche Rolle wie Gaunilo bei Anselm, indem nämlich in einem axiomatischen System auf Basis von Gödels Skizzen gezeigt werden kann, dass alles was wahr ist notwendig wahr ist und dass alles was existiert notwendig existiert. Eine Konsequenz, die Sobel daraus zieht ist, dass man das ontologische Argument endlich aufgeben soll, weil kein notwendiges Wesen ein eigentliches Objekt der Verehrung sein kann.
- Anderson adaptiert 1990 das axiomatische System von Sobel, um die notwendige Wahrheit und Existenz seines axiomatischen Systems zu vermeiden.

³(Gödel und Feferman 1995, S.429-437).

⁴(Sobel 1987, S.256-258)

- Anderson und Gettings versuchen im Jahr 1996, die bisherigen Rekonstruktionen etwas mehr mit Gödels eigenen Notizen in Einklang zu bringen und schließen mit einer starken Bemerkung: „We suggest that the Gödelian Ontological Arguer should simply admit that neither the possibility of God nor the truth of the axioms used to „prove“ that possibility are self-evident.“(Anthony Anderson 1996, S.171)
- P.Hájek: Magari and others on Gödel’s ontological proof. In Ursini and Agliano, editors, Logic and Algebra, pages 125-136. Marcel Dekker, Inc. 1996.
- Wilhelm K. Essler rekonstruiert im Jahr 1998 Gödels Beweis und spricht Schwierigkeiten, die beim Einsatz von Modallogik entstehen können an. Außerdem argumentiert er, dass es Sinn machen kann, „solche intensionalen Systeme der Logik zur Analyse philosophischer Probleme zu benutzen. Aufgabe de[r] Extensionalisten ist es daraufhin, zu ermitteln, inwieweit solche Ergebnisse mehr bringen als [sie] extensional darzustellen in der Lage [sind].“⁵
- Winfried Löffler veröffentlichte im Jahr 2000 ein Buch, in dem er neben anderen modallogischen ontologischen Beweisen auch den Beweis Gödels sowie die Kritik von Sobel analysiert und am Ende die Problematik der Modaloperatoren (insbesondere des Notwendigkeitsoperators) bei dieser Art von ontologischen Beweisen erläutert.
- Melving Fitting: Types, Tableaus and Gödel’s God ist ein formallogisches Lehrbuch von 2002, das höher-stufige Modallogik erläutert und diese mit einer umfangreichen Analyse zu Geschichte und Logik von Gödel’s Beweis illustriert.

Darauf aufbauend, gab es eine Reihe von Rekonstruktionsversuchen, die auf Basis und im Sinne dieser Notizen versucht haben, einen systematisch ausgearbeiteten Beweis zu liefern, um dessen Haltbarkeit oder meist Unhaltbarkeit zu zeigen. Es ist daher wie so oft ungenau, von „dem“ Gödel’schen Beweis zu sprechen. Wo es unmissverständlich ist und der Schwerpunkt mehr auf die Beweisidee als auf die formale Explikation gelegt wird, wird diese Redeweise weiter verwendet.

⁵Essler (1998)

3.4. System G bei Gödel 1970

Das System basiert auf der Transkription Sobels von Gödels Handschriftlichen Beweis, der mit „Ontologischer Beweis“ und „Feb 10, 1970“ datiert ist.⁶ Die Notation wurde auf eine lesbarere Schreibweise geändert.⁷

P(φ). φ ist positiv ($e \varphi \in P$)

G-Ax 1. $P(\varphi) \wedge P(\psi) \rightarrow P(\varphi \wedge \psi)$ ⁸
 $P(\varphi) \oplus P(\neg\varphi)$

G-Df 1. $G(x) \leftrightarrow \forall\varphi(P(\varphi) \rightarrow \varphi(x))$

G-Df 2. φ Ess $x \leftrightarrow \forall\psi(\psi(x) \rightarrow \Box\forall y(\varphi(y) \rightarrow \psi(y)))$ ⁹
 $P \rightarrow_N q = N(p \rightarrow p)$ Necessity.

G-Ax 2. $P(\varphi) \rightarrow \Box P(\varphi)$
 $\neg P(\varphi) \rightarrow \Box\neg P(\varphi)$ ¹⁰

G-Df 3. $E(x) \leftrightarrow \forall\varphi(\varphi \text{Ess} x \rightarrow \Box\exists x\varphi(x))$

G-Ax 3. $P(E)$

G-Ax 4. $P(\varphi) \wedge \varphi \rightarrow_N \psi \rightarrow P(\psi)$. Das impliziert: $\begin{cases} x=x \text{ ist positiv } 11 \\ x \neq x \text{ ist negativ} \end{cases}$

G-Satz 1. $G(x) \rightarrow G \text{ Ess } x$

G-Satz 2. $\Diamond\exists xG(x)$

G-Satz 3. $G(x) \rightarrow \Box(\exists yG(y))$ ¹²

Es gibt im Nachlass Gödels noch andere Notizen zum ontologischen Beweis¹³, doch das ist jene, auf die sich die Sekundärliteratur zumeist bezieht, wenn sie von „Gödels ontologischem Beweis“ spricht. Diese Beschränkung ist wohl durch Sobel entstanden. Sein Artikel enthält eine Kritik, eine Rekonstruktion als auch einen Teil der Primärliteratur (eine Transkription von Gödels Handschriftlichen Notizen) zu Gödels Beweis. Es diene als Ausgangspunkt für die meisten Adaptierungen: „In fact, [Sob87] has served as something of Bible (pun intended) for the Gödel ontological argument.“¹⁴

⁶(Sobel 1987, Vgl. S.256f)

⁷N wird zu \Box . M wird zu \Diamond . \equiv in den Prädikatdefinitionen wird zu \leftrightarrow . \supset wird zu \rightarrow . \neg wird zu \neg . (x) wird zu $\forall x$ · wird zu \wedge .

⁸Und für eine beliebige Anzahl von Summanden

⁹Jedes Paar von Essenzen von x ist notwendig equivalent.

¹⁰Notwendige Existenz

¹¹Gödel

¹²Bei Sobel ein kleiner Transkriptions- oder Schreibfehler: $N(\exists yG(y))$ - am Ende fehlt eine Klammer.

¹³(Kirchner 2009, Vgl. S.26ff), Gödel und Feferman (1995)

¹⁴(Fitting 2002, S.139)

3.5. System D bei Dana Scott 1970

Im folgenden das axiomatische System, das Dana Scott im Rahmen eines Gesprächs mit Gödel angefertigt hat. Korrolare und Definitionen wurden im Unterschied zum Original¹⁵ zwecks Referenzierung nummeriert.

D-Df 1. $G(x) \leftrightarrow \forall\varphi(P(\varphi) \rightarrow \varphi(x))$ ¹⁶

D-Df 2. $\varphi \text{ Ess } x \leftrightarrow \varphi(x) \wedge \forall x[\psi(x) \rightarrow \Box\forall y[\varphi(y) \rightarrow \psi(y)]]$

D-Df 3. $NE(x) \leftrightarrow \forall\varphi[\varphi \text{ Ess } x \rightarrow \Box\exists x\varphi(x)]$

. $\neg\varphi = \hat{x}[\neg\varphi(x)]$ ¹⁷

D-Ax 1. $P(\neg\varphi) \leftrightarrow \neg P(\varphi)$

D-Ax 2. $P(\varphi) \wedge \Box\forall x[\varphi(x) \rightarrow \psi(x)] \rightarrow P(\psi)$

D-Ax 3. $P(G)$ ¹⁸

D-Ax 4. $P(\varphi) \rightarrow \Box P(\varphi)$ ¹⁹

D-Ax 5. $P(NE)$

D-Satz 1. $P(\varphi) \rightarrow \Diamond\exists\varphi(x)$

D-Cor 1. $\Diamond\exists xG(x)$

D-Satz 2. $G(x) \rightarrow G \text{ Ess } x$

D-Satz 3. $\Box\exists xG(x)$

¹⁵(Sobel 1987, Vgl. S.257f)

¹⁶Entspricht genau der Definition 1 von System G.

¹⁷Hier soll nach Sobel eine Konvention eingeführt werden, wie im Folgenden negative Eigenschaften abgekürzt werden. \hat{x} bezeichnet einen Abstraktionsoperator (λ -Abstraktion). (Sobel 1987, Vgl. S.246)

¹⁸Scott merkt hierzu an: „Indeed, $P(\varphi)$ is a logical property and G is defined logically as an intersection of positive properties. Any such property ought also to be positive.“ (Sobel 1987, S.258) Vergleiche dazu Axiom 1 von System G.

¹⁹„Being a positive property is logical, hence, necessary.“ (Sobel 1987, S.258)

3.6. System S bei Sobel

Die Axiome, Sätze und Definitionen basieren auf [Fuhrmann \(2005\)](#) und [Sobel \(1987\)](#).

Im Folgenden eine Auflistung der Axiome, Definitionen (inklusive dem Becker-Axiom der Modallogik S5) und Sätze.

S-Ax 1. $P\neg X \leftrightarrow \neg PX$

S-Ax 2. $PX \wedge \Box\forall x(Xx \rightarrow Yx) \rightarrow PY$

S-Ax 3. PG

S-Ax 4. $PX \rightarrow \Box PX$

S-Ax 5. PE

S-Ax 6 (Becker-Axiom). $\Diamond\Box A \rightarrow \Box A$

S-Df 1. $Gx \Leftrightarrow \forall X(PX \rightarrow Xx)$

S-Df 2. $X \text{ Ess } x \Leftrightarrow Xx \wedge \forall Y(Yx \rightarrow \Box\forall y(Xy \rightarrow Yy))$

S-Df 3. $Ex \Leftrightarrow \forall X(X \text{ Ess } x \rightarrow \Box\exists yXy)$

Das sind die Axiome und Definitionen, aus denen die folgenden Sätze bewiesen werden:

S-Satz 1. $PX \rightarrow \Diamond\exists xXx$

S-Korrolar 1. $\Diamond\exists xGx$

S-Satz 2. $Gx \rightarrow GEssx$

S-Korrolar 2. $Gx \rightarrow \Box\forall y(Gy \rightarrow x = y)$

S-Satz 3. $\Diamond\exists Gx \rightarrow \Box\exists xGx$

S-Korrolar 3. $\Box\exists x(Gx \wedge \forall y(Gy \rightarrow x = y))$

3.6.1. Annäherung zum Basisbegriff der positiven Eigenschaft

Der Terminus der positiven Eigenschaften ist das Basiselement des Beweises. Schlussendlich haben diese Eigenschaften von Gödel festgelegte Charakteristika, die den Beweis ermöglichen. Das Ziel des Beweises ist es, die notwendige Existenz eines „summa bonum“, eines Wesens, das alle positiven Eigenschaften in sich vereinigt, auf Basis des vorliegenden axiomatischen Systems zu beweisen. Um die Axiome nachvollziehen zu können, sollte man

daher ein Grundverständnis über das Deutungsspektrum des Terms „positiver Eigenschaften“ haben. Es liegt eine knappe Notiz von Gödel vor: „Positive means positive in the moral aesthetic sense (independently of the accidental structure of the world). Only then the ax. true. It may also mean pure 'attribution'* as opposed to 'privation' (or *containing* privation) This interpret. simpler proof. ... *i.e., the 'disj' normal form in terms of elem. prop. contains [...] member without negation.“²⁰. Mit der reinen Zuschreibung im Gegensatz zur Privation - letztere ist uns bei Kant 1755 schon untergekommen - spielt Gödel mit hoher Wahrscheinlichkeit auf die Überlegungen von Leibniz im Zusammenhang mit dem ontologischen Argument an. Leibniz versuchte die Möglichkeit Gottes durch die Konjunktion perfekter Eigenschaften (Perfektionen) zu beweisen.²¹ Das Verfahren besteht darin, die Perfektionen von einer Menge einfachster Eigenschaften aufzubauen, von denen man zeigen könne, dass sie keine Negation enthielten, daher vollkommen positiv wären und sich daher nicht widersprechen könnten. Das Verfahren blieb aber eine Idee von Leibniz von dessen Durchführbarkeit er selbst nicht vollständig überzeugt war. (Kirchner 2009, Vgl. S.13f).

Auf Basis dieser Notiz lässt sich eine doppelte Deutung oder Funktion von positiv erkennen. Etwas kann positiv sein,

- (PI1) Weil es gut im **moralisch-ästhetischen** Sinn ist.
- (PI2) Weil es die **logische** Konjunktion der Leibniz'schen Perfektionen ist.

Die beiden Deutungen verbinden sich mit der Interpretation von „unabhängig von der akzidentiellen Struktur der Welt“: Nicht von der akzidentiellen Struktur abhängig sein, könnte bedeuten²²:

- (AKZ1) Nur essentielle Eigenschaften, d.h. Eigenschaften, die ein Individuum im Laufe der Zeit nicht verliert, sind Kandidaten für positive Eigenschaften.
- (AKZ2) Ob eine Eigenschaft positiv ist oder nicht, hängt nicht vom Individuenbereich der Eigenschaft ab.²³ Die Frage, ob eine Eigenschaft positiv ist, ist unabhängig davon, ob eine Eigenschaft exemplifiziert ist bzw. durch welche Individuen sie exemplifiziert ist. Die Zuweisung erfolgt nicht auf der Ebene der Logik, sondern auf moralisch-ästhetischer Ebene, die vermutlich Einsicht in die Idee des Guten erfordert.

Sobel bemerkt, dass Gödel eingesehen hätte, dass der Beweis einer moralischen Interpretation von positiv bedarf, um von theologischer Relevanz sein zu können, doch die Axiome

²⁰(Sobel 1987, S.241f)

²¹Zur Erinnerung und zum Vergleich: In Abschnitt 2.1.2 wurde Kants Beweis vom Jahr 1755 beschrieben, der die Existenz Gottes durch die Konjunktion von notwendig existierenden Real-Teilen definierte, dessen Unterschiedenheit ebenfalls keine Privation/keine kontingente Begrenzung bedeutete.

²²(Löffler 2000, Vgl. S.71)

²³Es wird angenommen, dass Gödel einen extensionalen Begriff von Eigenschaften verwendet, da bei Dana Scott's Notizen von Gott als Durchschnitt positiver Eigenschaften die Rede ist.

nur dann eine Plausibilität hätten bzw. der Beweis nur dann durchführbar ist, wenn man sie im logischen Sinn versteht.²⁴

Fitting versteht unter positiv eine Konjunktion Leibniz'scher Perfektionen, und eine intensionale Eigenschaft von intensionalen Eigenschaften.²⁵ TODO: Er spricht nicht von moralisch-ästhetisch. In einer zweiten Variante des Beweises nimmt er außerdem an, dass Gödel vielleicht doch extensionale Eigenschaften gemeint hatte.

Essler dachte ursprünglich, dass mit den positiven Eigenschaften das Universum in gut und böse (bonum und malum) eingeteilt („determiniert“) wird, stellt dann aber fest: „Ganz sicherlich sind sie *nicht* als *ethische* Begriffe anzusetzen, und wohl auch nicht als Wertungsbegriffe anderer Art[...] Vielleicht faßt man sie [...] eher als Synonym mit „Gottesnähe“ und „Gottesferne“ auf“.²⁶ Er bezieht sich aber weder auf Notizen von Gödel noch erläutert er, warum Positivität kein ethischer Begriff ist.

3.6.2. Axiom 1: Entweder ist eine Eigenschaft positiv, oder ihr Gegenteil

Mit Axiom 1 soll jedenfalls vermieden werden, dass sowohl eine Eigenschaft, als auch ihr Gegenteil positiv ist. Ob es Gödels Intention war, dass *jede* Eigenschaft entweder positiv oder negativ ist, ist weniger klar. Eine Entscheidung darüber impliziert eine Reformulierung des Axioms die spezifiziert, welche Eigenschaften darauf befragt werden können, ob sie positiv sind oder nicht.

- (RANGE1) Sobel belässt die Formalisierung und nimmt an, dass von jeder Eigenschaft entweder sie oder ihre Negation positiv ist, was in Verbindung mit den anderen Axiomen die Konsequenz hat, dass Gott z.B. die Eigenschaft hat, eine gerade Zahl zu sein (siehe später).²⁷ Weiters trägt es zu einem Kollaps der Modalitäten bei, sodass jede wahre Aussage notwendig wahr wird.
- (RANGE2) Löffler argumentiert, dass Gödel die *range* jedenfalls auf essentielle Eigenschaften (AKZ1) beschränkt habe, er habe sie sogar auf *perfectiones purae* beschränkt, was bedeutet: „Von Gott direkt als Eigenschaft aussagbar sind lediglich [...] Seinsgehalte, die von sich aus keine Begrenztheit einschließen.“²⁸ Das würde auch mit

²⁴(Sobel 1987, Vgl. S.242). Interessanterweise stößt sich Sobel an der Verbindung der beiden Deutungen mit „may also“. Er fragt sich, ob die Betonung auf „may“ oder auf „also“ liegt. Dies müsste man wissen, um das Verhältnis der beiden Deutungen bestimmen zu können. Wenn die Betonung auf „may“ liegt, hat PI1 (die Einsicht in das Gute) den Vorrang und es mag vielleicht sein, dass positiv auch noch PI2 bedeutet. Wenn die Betonung auf „also“ liegt, könnte es PI1 und PI2 gleichermaßen bedeuten, die Einsicht in das Gute hätte also nur beschränkte Geltung.

²⁵(Fitting 2002, Vgl. S. 145f.)

²⁶(Essler 1998, S.171)

²⁷(Sobel 1987, S.242)

²⁸(Löffler 2000, S.84f).

Gödels Kommentar zusammenpassen, dass positive Eigenschaften keine Privationen einschließen.

- (RANGE3) Anderson schlägt vor, das Axiom abzuschwächen: $PX \rightarrow \neg(P(\neg X))$.²⁹
- (RANGE4) Anderson und Gettings schlagen eine alternative Formalisierung vor, in der nur die notwendigen Eigenschaften auf ihre Positivität hin befragt werden können: $\neg[P(\Box X) \equiv P(\neg\Box X)]$, um den Kollaps der Modalitäten zu verhindern. Sie begründen das mit: „The present axiom seems closer in spirit to the original.“³⁰

3.6.3. Axiom 2: Hierarchie positiver Eigenschaften

Was eine positive Eigenschaft notwendig einschließt, ist selbst eine positive Eigenschaft. Mit Axiom 2 wird eine „Hierarchie der positiven Eigenschaften“³¹ eingeführt. Die Hierarchie kann man extensional oder intensional beschreiben:

- Intensional: Jede Eigenschaft, die notwendig in einer positiven Eigenschaft enthalten ist, ist eine positive Eigenschaft.
- Extensional: Wenn die Extension³² einer positiven Eigenschaft X notwendig in der Extension einer anderen Eigenschaft Y enthalten ist, ist Y auch eine positive Eigenschaft.

Die intensionale Beschreibung geht Top-Down (von der speziellen zur allgemeinen Eigenschaft), die extensionale Beschreibung Bottom-Up (von der kleineren zur größeren Extension).

Ein axiomatisches System geht von einem Universum mit einem gewissen (endlichen oder unendlichen) Individuenbereich aus. Es gibt Individuen, auf die Eigenschaften zutreffen. Dieses axiomatische System sieht außerdem vor, dass man gewissen Eigenschaften Positivität zuweisen kann. Unter der Voraussetzung, dass Eigenschaften als positiv angesetzt werden, erben (ausgehend von einem extensionalen Eigenschaftsbegriff) alle Oberklassen³³ die Positivität. Beispiel: Das Universum umfasst 6 Individuen: a, b, c, d, e, f . Die Eigenschaft X hat eine Extension a, b . Die Eigenschaft X ist positiv (PX). Nun muss man alle Eigenschaften Y des Universums daraufhin prüfen, ob sie die Individuen a und b enthalten. Ohne Modaloperator wären damit alle Eigenschaften Y, die a und b enthalten, ebenfalls positiv. Mit dem Notwendigkeitsoperator muss man jedoch alle möglichen und von der

²⁹(Anthony Anderson 1996, S.168)

³⁰(Anthony Anderson 1996, S.169)

³¹(Löffler 2000, S.72)

³²Die Menge der Individuen, auf die eine Eigenschaft zutrifft.

³³Oberklassen verstanden als jene Eigenschaften bzw. Teilmengen von Individuen, die zumindest die Elemente der Unterklasse umfassen.

aktuellen Welt zugänglichen Welten für die Eigenschaft X prüfen.³⁴ Anders gesagt, man muss für jede mögliche Welt nachsehen: Ist die Extension von X in der Extension von Y enthalten? Wenn ja, dann erbt Y die Eigenschaft der Positivität.

Aus dem Beispiel kann man folgendes schließen:

- Das Universum selbst, da es eine notwendige Oberklasse ist (in allen Welten alle Individuen enthält und damit alles, was überhaupt positiv sein kann, ist positiv. Denn wenn es eine Eigenschaft gibt, die positiv ist, dann umfasst sie Individuen die im Universum enthalten sind.
- Die leere Menge ist nicht positiv, wenn das Universum positiv ist, da sie das Komplement des Universums ist.

Löffler belegt diese Struktur mit Scotts Notiz, in der steht, dass Axiom 4 (in Scotts Beweis, ist ähnlich zum hier dargestellten Axiom 2) impliziert: $x = x$ ist positiv und $x \neq x$ ist negativ.³⁵ Ausformuliert: Die Eigenschaft, mit sich selbst identisch zu sein, hat eine Extension, die identisch mit der Extension des Universums ist. Die Eigenschaft, nicht mit sich selbst identisch zu sein, hat eine Extension, die identisch mit der Extension der leeren Menge ist, denn: Kein Individuum ist nicht mit sich selbst identisch.

3.6.4. Definition 1: Göttlich-sein

Göttlich ist, wer in allen positiven Eigenschaften enthalten ist. Mit diesem Verständnis von positiven Eigenschaften und von Gott, in der das Universum positiv ist, ist folgendes angelegt:

- „Alles Seiende“ hat direkt (indem es Element der Extension einer positiven Eigenschaft ist) oder indirekt am Positiven Anteil, denn jedes Individuum ist zumindest ein Element der abstraktesten Eigenschaft, die alle Individuen des Universums erfasst.
- Gott ist in jeder Hinsicht positiv. Er ist in den Extensionen aller positiven Eigenschaften.

3.6.5. Axiom 3: Göttlich-Sein ist eine positive Eigenschaft

Gödel führt Göttlich-Sein nicht direkt als Axiom ein sondern verwendet ein Axiom, das mit seinem Hinweis, dass das Axiom für eine bliebig Zahl von Summanden gilt, an einen Allquantor erinnert, der als Konjunktion über alle Individuen des Universums definiert

³⁴Das folgt aus der Kripke-Semantik, in der festgelegt ist, dass $\Box p$ genau dann wahr ist, wenn für alle von der aktuellen Welt zugänglichen Welten gilt, dass p wahr ist.

³⁵(Löffler 2000, Vgl. S.73). Sobel hält fest, dass ein Eigenschaftsbegriff impliziert ist, der einen Eigenschaft-Abstraktions-Operator verwendet: $\hat{x}[x = x]$ und $\hat{x}[x \neq x]$ (Sobel 1987, Vgl. S.246)

ist, nur wird hier über eine Eigenschaft zweiter Stufe (P) quantifiziert: Axiom 3G: $P(\varphi) \wedge P(\psi) \rightarrow P(\varphi \wedge \psi)$

Die Positivität der Eigenschaft Göttlich-Sein ergibt sich demnach aus der Definition und oben stehendem Axiom 3G. Da ein göttliches Wesen alle positiven Eigenschaften hat, hat das Prädikat G dieselbe Extension wie die Konjunktion aller positiven Eigenschaften, nämlich das göttliche Wesen und darum ist G eine positive Eigenschaft entsprechend 3G.

4. Wofür Gottesbeweise?

Wie exemplarisch gezeigt, wurden Gottesbeweise in verschiedenen Epochen und in verschiedenen Formen versucht. Es wurden Gottesbeweise untersucht, die versuchen, ohne Erfahrung auf die Existenz eines höchsten Wesens zu kommen. Diese Versuche können auf vielerlei Weise Anstoß nehmen, aber auch unterschiedlich interessant sein. Folgende Überlegungen sind eine vorläufige Zusammenfassung darüber, in welchem Kontext wir heutzutage diese Versuche betrachten und welchen Wert der Nachvollzug, die Rekonstruktion und die Kritik derselben haben kann.

Gefragt, was man von Gottesbeweisen hält, wird man sich in einer zumindest im Selbstverständnis säkularisierten Gesellschaft sehr schnell über die Unmöglichkeit solcher Beweise einig, ohne genauer zu begründen, warum. Überhaupt wird man schon die Frage für seltsam erachten, wenn man nicht dazusagt, dass man Philosoph oder Theologe ist. Die Frage nach Gott ist keine, die uns auf Schritt und Tritt begegnet. Sie scheint nicht mehr so naheliegend, wie etwa im Mittelalter. Andererseits stößt man, wenn man sich mit der Geschichte der (europäischen) Philosophie auseinandersetzt, ständig auf diese Frage. Wie läßt sich also diese Differenz erklären? Was hat dazu geführt, dass man kein Interesse mehr an Gott und an Gottesbeweisen nahm? Diese Frage zu beantworten sprengt definitiv den Rahmen dieser Arbeit. Unmittelbar könnte man auf der Oberfläche bleibend sagen: Es fanden kulturelle Veränderungen statt. Der Erfolg der Wissenschaften und die Übernahme dieser Perspektive ins allgemeine Weltbild (was sich unter anderem in Science Fiction-Filmen, Kirchenaustritten und dem Zitieren von wissenschaftlichen Studien in Produktwerbungen zeigt) führten dazu, dass die Antwort auf die Gottesfrage sich änderte. Atheistische Weltanschauungen wurden vernünftig. Wie ein Triumph verkündeten zunächst Wissenschaftler und Künstler, dass sie der Hypothese Gott nicht mehr bedurften. Allmählich wurde diese Anschauung zum Allgemeinplatz. Trotzdem und gerade wenn wir argumentativ und nicht dogmatisch arbeiten, sind wir angehalten uns zu fragen, ob und warum diese Meinung haltbar ist.

Es ist mitunter nicht leicht, genau anzugeben, an welcher Stelle und warum die konkrete Ausführung eines Gottesbeweises scheitert. Man muss sich klarmachen, was notwendig, möglich und existieren in diesen Fällen bedeuten und wie ihre Übergänge vollziehbar sind. Weiters muss man die Definition von Gott prüfen. Mitunter geht eine Kaskade von Überlegungen ein, bevor man ansatzweise versteht, wo so ein Beweis vermutlich scheitert. Doch ohne diese Überlegungen kann man schwerlich behaupten, den Beweis aus guten Gründen abgelehnt zu haben. Man kann ihn ablehnen, weil es nicht zum guten Ton der momentanen wissenschaftlichen Kultur passt oder weil man persönlich nicht an ihn glaubt. Doch

dann handelt es sich um eine dogmatische Setzung und man ist nicht fortschrittlicher oder wissenschaftlicher als wenn man seine Existenz annehmen würde. Man kann sich auf die Denkökonomie des Franziskaners Ockham berufen und nur jene Entitäten einführen, die man zur Erklärung der erfahrbaren Phänomene unbedingt braucht. Es gibt übrigens eine Reihe von unerklärten Phänomenen. Oft gehört ist auch der Einwand, dass man nur an das glaubt, was man sehen und erfahren kann. Daraus ließe sich folgendes Argument basteln: Angenommen, wir hätten einen formal gültigen Beweis, von dem wir die Ausgangsaxiome und Schlussregeln akzeptieren und der am Ende sagt: Es existiert notwendigerweise genau ein Gott. Dann kann man sagen: Gut, aber wo ist er? Zeig ihn mir. Und außerdem: Was haben wir davon? Kurzum: Es ist lächerlich, Gottes Existenz zu beweisen.

Bei diesem Einwand muss man aber fragen: Was hast du für ein Verständnis von existieren und von Gott? Auch Zahlen kann man nicht sehen doch es hat sich als fruchtbar erwiesen mit der Sphäre der Zahlen zu arbeiten und die Existenz spezieller Zahlen über Beweise zu erschließen. Selbst „Gründe“ kann man nicht sehen, Gerechtigkeit oder Wahrheit ebenfalls nicht. Diese Erwiderung soll nicht andeuten, dass die Existenz von Gott plausibler wäre als seine Nichtexistenz. Ich meine nur, dass seine Annahme als auch Ablehnung nicht so einfach argumentiert werden können und dass es legitim ist sich zu fragen, wie man das tun könnte, gerade wenn man sich der historischen Bemühungen, philosophischer und theologischer Art bewusst ist. Ohne Begründung zu urteilen, dass der Glaube an einen Gott irrational ist, ist ein nicht weniger irrationales Urteil: "Das heißt nicht philosophieren, wenn man lediglich darzuthun sucht, daß etwas ein Wahn, eine Täuschung des Verstandes sey[...] Dieses Blendwerk ist selbst eine wirkliche Erscheinung in der Natur unseres Geistes, und ich muß sie entweder erklären können, oder ich habe Ursache zu besorgen, daß mein Urtheil, welches eine oder andere Meinungen für einen Wahn ausgibt, selbst ein solches Blendwerk seyn möchte."¹

In diesem Sinne scheint es für die Philosophie nicht nur möglich, sondern zentral für die Tätigkeit des Philosophierens, vergangene Meinungen nicht nur gegen neue auszutauschen, sondern sie durchzuarbeiten. Man prüft, was daran heute noch wichtig und verständlich ist, was nicht und warum.

Für das Thema der Gottesbeweise sind noch konkretere Gründe nennenswert. Ich möchte einen analytisch-logischen anführen und einen, den man vielleicht wissensarchäologisch nennen könnte. Zunächst zum ersten:

Wie bei Kant, Gombocz und auf andere Weise bei Gödel erkennbar ist, ging eine Beschäftigung mit Gottesbeweisen einher mit einem Fortschritt oder zumindest einer Reflexion über Struktur und Grenzen der Logik. Man kann sich fragen, ob das Interesse an Gottesbeweisen zur Logik oder das Interesse an der Logik zu Gottesbeweisen geführt hat, doch für mich ist interessant, dass Reflexionen über Logik und die Frage nach dem argumentativen

¹Kant (1968a)

Erweis des Daseins Gottes zusammen auftauchen.² Gottesbeweise scheinen eine Art Grenzfall oder Prüfstein zu sein, in der leicht Äquivokationen vorkommen, das sind Wörter, die unterschiedliche Bedeutungen haben (bzw. extensional gesagt: die unterschiedliche Dinge bezeichnen). Man kann durch die Äquivokationen absichtlich oder unabsichtlich logische Täuschungen hervorzaubern, das sind Schlüsse, die man nicht mehr akzeptieren würde, sobald man sich die unterschiedlichen Bedeutungen klar gemacht hat. Dabei muss man sich fragen, ob Logiken, die Effekte von Äquivokationen übersehen oder sogar verstärken, überhaupt geeignet sind, uns beim Verständnis von Argumenten und Schlüssen zu helfen. Aus diesem eher analytischen Standpunkt kann eine Beschäftigung mit Gottesbeweisen hilfreich sein.

Zum zweiten konkreten Grund: In einem Podcast³ berichtet ein Pfarrer, dass in einem prächtigen mit vielen Hallen ausgestatteten Felsengrab eines ägyptischen Pharaos ein neuer Gang gefunden wurde, der steil bergab führt. Dieser Gang war bislang unzugänglich und man musste ihn erst ausgraben. Man erhoffte sich, da das Felsengrab von Grabräubern bereits geplündert war, dass sich die eigentlichen Schätze oder zumindest neue Erkenntnisse in diesem Gang verbargen. So grub man Stück für Stück in der Hoffnung, dahinter irgendwas Wertvolles zu entdecken. Nach 174 Metern hörte der Gang plötzlich auf. Man fand Nichts, der Gang am Ende war nur unsauber befestigt, man entdeckte an der Wand noch die Spuren des Werkzeugs. Die Arbeiter zogen aus unbekanntem Gründen einfach ab. Der Gang endet ohne große „Pointe“. Was soll man davon halten?

- Die pessimistische Reaktion wäre: Wir haben Nichts gefunden. Da gibt es nichts von Bedeutung. Die Rekonstruktionsarbeiten dieses Gangs waren verlorene Zeit. Das ist unbefriedigend.
- Eine alterantive Reaktion wäre die Frage: Was hat diese Menschen bewogen, sich vermutlich jahrelang in das Erdwerk zu graben, um plötzlich aufzuhören oder aufzugeben? Welche Idee, welche Vorstellung steckte hinter diesen Bemühungen? Was hing an diesem Gang, der endete, ohne zu einer Vollständigkeit gebracht worden zu sein? Die Aporie, die Unvollständigkeit macht das eigentlich Interessante dieses Gangs aus. Nicht, weil dadurch Spekulationen über die Gründe möglich sind, die zur Niederlegung der Arbeit geführt haben, sondern weil sich in der Unvollständigkeit ein Streben anzeigt, das sich damals nicht erfüllt hat, das uns aber heute erlaubt, andere Versuche anzustellen oder es dabei bewenden zu belassen.

Ähnliche Reaktionen kann man in der jahrtausendelangen Beschäftigung mit der Frage nach Gott finden: Die Resultate sind nicht *etwas*, das den gesuchten Schatz zum Erscheinen bringt, sondern deuten ein Bemühen an, den Sinn von Allem zu verstehen und es zu einer Erkenntnis des „höchsten Gutes“ zu bringen, ohne das Höchste gefasst zu haben. Bis jetzt, könnte man hinzufügen und die Suche aktualisieren. Selbst wenn heute andere

²Spätestens nach dem Mittelalter, wobei auch Thomas von Aquin gegen das ontologische Argument logische Einwände anführt, indem er sich auf den wissenschaftlichen Schluss bei Aristoteles bezieht.

³Spiegl (2010)

Regulative am Werk sein sollten (wie etwa Luhmann mit Bezug auf z.B. Liebe, Macht, Geld, Wahrheit, etc. argumentieren würde), der Traum von der Aufhebung der Differenzen und das Streben nach diesem Zustand, in dem Differenzen aufgehoben sind, steckt auch in ihnen, wenn auch nicht mehr bezogen auf einen Gesamtsinn sondern auf spezifische Kontexte/funktionale Zusammenhänge. Darum: Was waren das für Praktiken, die im Formulieren von Gottesbeweisen einen Sinn sahen? Und: Findet man heute analoge Praktiken oder hat man diese Frage gänzlich aufgegeben?

Mit diesen beiden Gründen sind zwei recht ungenau umrissene Forschungsfragen mitgegeben, mit deren Bearbeitung in einer weiteren Arbeit fortgesetzt wird.

A. Literaturverzeichnis

- Anthony Anderson 1996** ANTHONY ANDERSON, Michael Gettings: Gödel's Ontological Proof Revisited. In: HÁJEK, Peter (Hrsg.): *Gödel '96. Logical foundations of mathematics, computer science and physics - Kurt Gödel's Legacy*. Heidelberg : Springer, 1996, S. 167–172
- Essler 1998** ESSLER, Wilhelm K.: Gödels Beweis. In: RICKEN, Friedo (Hrsg.): *Klassische Gottesbeweise in der Sicht der gegenwärtigen Logik und Wissenschaftstheorie*. 2. erw. Stuttgart : Kohlhammer, 1998 (Probleme der Philosophie), S. 167–179
- Fitting 2002** FITTING, Melvin ; WANSING, Heinrich (Hrsg.): *Types, Tableaus, and Gödel's God*. Dordrecht, Boston, London : Kluwer Academic Publishers, 2002 (Trends in Logic. Studia Logica Library 13)
- Fuhrmann 2005** FUHRMANN, Andre: Existenz und Notwendigkeit - Kurt Gödels axiomatische Theologie. In: E. OLSSON, W. S. und P. Schroeder-Heister und (Hrsg.): *Logik in der Philosophie* Bd. 6. Synchron, 2005, S. 349–374
- Gödel und Feferman 1995** GÖDEL, Kurt ; FEFERMAN, Solomon: *Collected works. Volume III. Unpublished essays and lectures*. New York - Oxford : Oxford University Press, 1995
- Gombocz 1974** GOMBOCZ, Wolfgang: *Über E! Zur Semantik des Existenzprädikates und des ontologischen Argumentes für Gottes Existenz von Anselm von Canterbury*. Wien : Verband der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs, 1974
- Heinrich 1998** HEINRICH, Richard: *Kant und die Methode der Philosophie*. 1998. – URL <http://nomoi.philo.at/per/rh/ellvau/kaweb/k0pxt.htm>. – [Online; Stand 17. April 2010]
- Kant 1968a** KANT, Immanuel: Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Dasein Gottes. In: WEISCHEDEL, Wilhelm (Hrsg.): *Werke in Zehn Bänden. Band 2. Vorkritische Schriften bis 1768* Bd. 2. Darmstadt : Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, 1968, S. 724–770
- Kant 1968b** KANT, Immanuel: Versuch den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen. In: WEISCHEDEL, Wilhelm (Hrsg.): *Werke in Zehn Bänden. Band 2. Vorkritische Schriften bis 1768* Bd. 2. Darmstadt : Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, 1968, S. 779–819

- Kant 1974** KANT, Immanuel: *Kritik der reinen Vernunft*. Frankfurt : Suhrkamp, 1974
- Kirchner 2009** KIRCHNER, Andreas: *Gödels ontologischer Gottesbeweis*. 2009. – URL <http://is.gd/aOMTO>. – [Online; Stand 19. März 2010]
- Leibniz 1961** LEIBNIZ, Gottfried W.: *Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand. Zweiter Band*. Frankfurt : Insel, 1961
- Löffler 2000** LÖFFLER, Winfried ; MÜLLER, Klaus (Hrsg.): *Notwendigkeit, S5 und Gott. Das Ontologische Argument für die Existenz Gottes in der zeitgenössischen Modallogik*. Münster - Hamburg - London : Lit, 2000 (Seminar für Philosophische Grundfragen der Theologie, Münster 4)
- Röd 1992** RÖD, Wolfgang: *Der Gott der reinen Vernunft. Die Auseinandersetzung um den ontologischen Gottesbeweis von Anselm bis Hegel*. München : Beck, 1992
- Russel 1927** RUSSEL, Bertrand: *Why I am Not a Christian*. 1927. – URL <http://www.positiveatheism.org/hist/russel0.htm>. – [Online; Stand 09. Mai 2010]
- Sala 1990** SALA, Giovanni B. ; MÜLLER, Gerhard (Hrsg.): *Kant und die Frage nach Gott*. Berlin, New York : de Gruyter, 1990 (Kantstudien. Ergänzungshefte 122)
- Sobel 1987** SOBEL, Jordan H.: Gödel's Ontological Proof. In: THOMSON, Judith J. (Hrsg.): *On Being and Saying. Essays for Richard Cartwright*. Cambridge, Massachusetts, London, England : MIT Press, 1987, S. 241–262
- Spiegel 2010** SPIEGL, Hanns: *weil Gott sei dank manche dinge klar sind - und was haben 147 meter mit religion zu tun?* 2010. – URL <http://pfarrer.herzblut.fm/index.php?id=1220>. – [Online; Stand 11. Juli 2010]